

# VERDORF

Illustrirte Damen-Zeitung

**Inhalt:** Gedrud's Hudepack. Von E. v. Dineklage. (Fortsetzung). — „Guten Morgen“ und „Gute Nacht“. (Illustration) mit Gedicht von F. Trojan. — Im Bann der Kinderträume. Von Villamaria. (Fortsetzung). — Die Kunst im Hause. Büchermarkt. — Eine gute Geschichte. Gemälde von D. Erdmann. — Die Frauen und der Musikberuf. Eine Mahnung. Von H. Ehrlich. — Unsere Illustrationen. — Neue Handarbeiten (mit Abbildungen). — Beschreibung des colorirten Modenbildes vom 1. Mai. — Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 29. — Wirtschaftsplaudereien (mit Abbildung). — Schach. — Kreuzgruppe. — Auflösungen der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 28, der zweifelhigen Charade und der vier Nebus-Aufgaben Seite 128. — Correspondenz.

### Gedrud's Hudepack.

Von E. v. Dineklage.  
(Fortsetzung.)

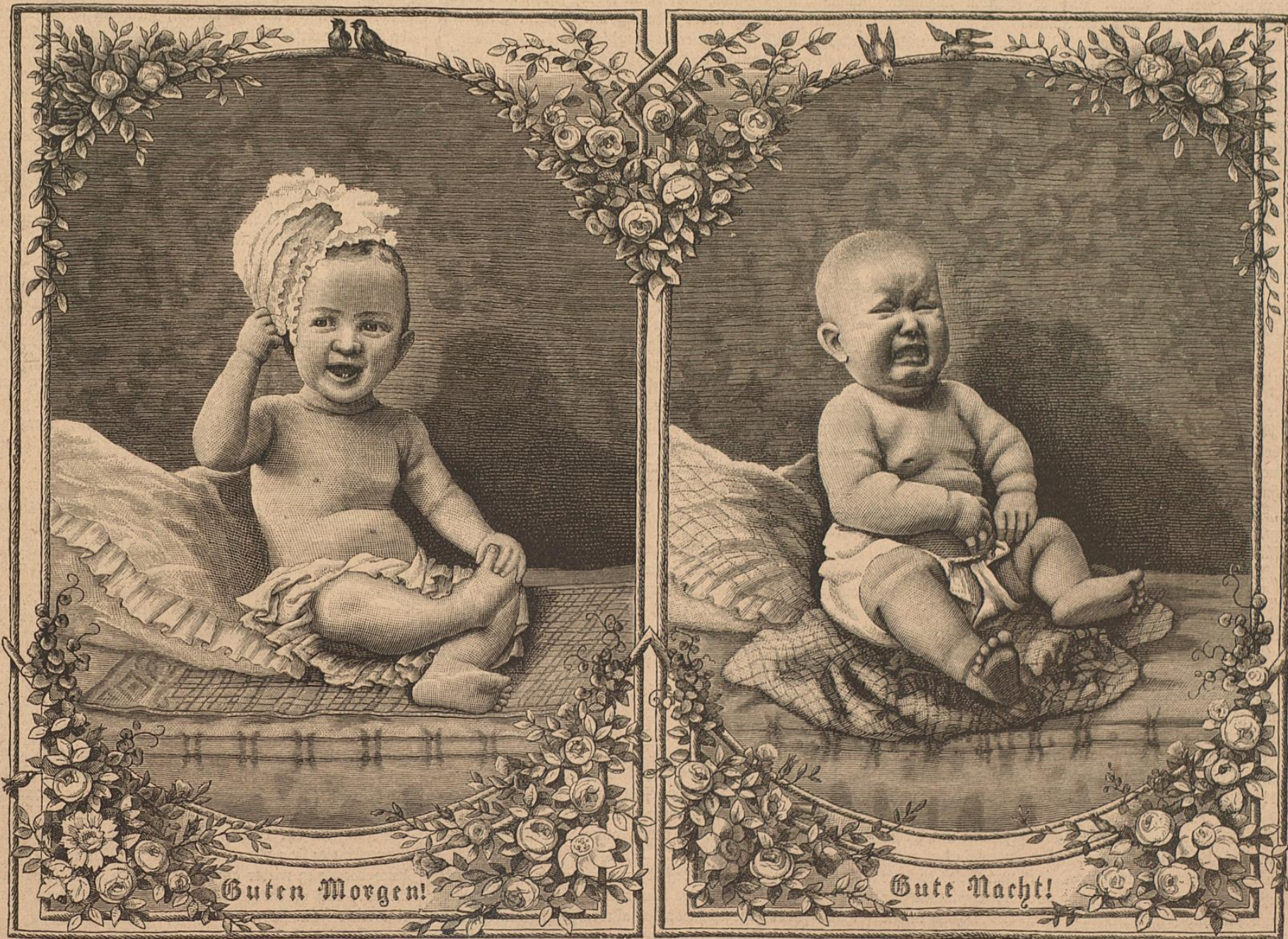
Der Pfarrer begab sich, da weder Mutter noch Sohn daran zu denken schienen, daß Amandus irgend einen Beruf ergreifen müsse, einige Wochen später in das Haidehaus und bot seinen Einfluß und einen Vorschuß an, wenn der junge Mensch Schulmeister werden wolle. Gedrud lehnte beides dankend ab: „Es wird schon etwas kommen, Herr Dhm, das ihm zur Doctorei weiter hilft!“ Hudepack blickte mit ruhigen, braunen Augen drein und sagte gelassen: „Meine Zeugnisse sind die besten, ich will jetzt erst wieder plattdeutsch reden lernen und in der Haide liegen. Schäfer oder Zimter kann ich ja immer noch werden!“

Ob er in der Haide lag! Tief eingetaucht in das duftige

Blüthenmeer der jungen Föhrensöhne, so reglos und traumversunken, daß einmal ein Fuchs drauf und dran war, über des Naturschwärmers Füße hinweg zu treten. Sein Herz wurde groß und weit in dem bienendurchsummten, freieatmenden Haideschweigen. Er griff in die Blüthenwispen wie nach Freundeshänden und sagte: „Mutter!“ ohne besonders an Gedrud zu denken, und zum blauen Himmel aufschauend „Vater!“ ohne sich des trunksüchtigen Pötkers zu erinnern. Er wußte keine andern Namen für Glück, Liebe, Leben!

Als er eines Tages, nachdem es schon sehr herblich geworden, so da lag, im Schutze eines moosbedeckten Erdaufwurfs, der einen Tannenfranz einfriedigte, kamen zwei Jäger daher. Leffert hatte mit beiden auf der Schulbank gefessen, ehe ihn sein Bruder nach Belgien brachte. Der jüngere war Herm Anton Wesding, ein jetzt zwanzigjähriger stämmiger und übermüthiger Bursche, der Andre Claas

Brook, Sohn des Dorfwirthes, ein Mann von vier- oder fünfundzwanzig Jahren. Beide blieben in wichtiger Besprechung stehen: „Ich weiß wol,“ sagte Claas, nachdem er sich umgesehen hatte, „daß Antrin Dich lieber genommen hätte als mich, aber sie konnte einsehen, daß Du doch keinen Ernst machtest, indeß ich nach dem Tode meiner Mutter seliger ungesäumt eine Frau in die Wirthschaft stellen mußte. Sie nahm mich freiwillig, wir lebten schicksam und recht-schaffen zusammen, bis Du von der Soldaterei zurückkamst und sie an die alten Klirren und Kindereien erinnertest. Seitdem ist sie wie verheert und wirft mir vor, daß sie in ein Haus geheirathet hat, wo des Arbeitens, Schindens und Quälens kein Ende ist, statt daß sie als dicke Bäuerin auf dem größten Hofe des Emslands säße; daß sie jetzt die Gäste bedienen muß, wo sie auf der Plantage nur das Anspannen bestellen könnte, wenn's sie ja einmal über die Hofesaat hinaus gelüftete. Ich sage Dir das Alles, Jan Herm, damit





Du einsehst, daß diese Geschichte nicht so weiter spielen kann, und hoffe, Du wirst mir im Guten angeloben, daß Du, während Deiner Urlaubszeit, nicht mehr mit Antrin zusammenstreichst, damit sie aus sich selbst wieder zur Vernunft kommt, wenn nicht — —

„Das wäre noch besser,“ unterbrach ihn der Andre auflachend. „Du willst mir's Maul und das Wirthshaus verbieten? Du schmeißt auf wegen eines unschuldigen Späzes mit Deiner Frau? Geh zu Haus, mein Junge, und frag sie, wie es zugeht, daß sie einen Narren geheirathet hat, aber bilde Dir nicht ein, daß ich deshalb auch ein Narr sein müßte; ich thue ganz, was mir selbst beliebt und habe nicht nöthig, mich um irgendwen zu kümmern.“

„Ist das Dein letztes Wort?“ fragte Claas mit gedämpfter heiserer Stimme.

„Mein letztes!“ entgegnete Herrn Anton trotzig, warf sein Gewehr, das er in der Hand getragen hatte, über die Achsel und schritt pfeifend von dannen.

Claas stieß einen Laut aus, der wie ein Stöhnen klang, hob sein Gewehr, riß den Kolben an die Wange, zielte einen Moment und drückte los. Wenn der Schuß um einige Zoll nach rechts an Herrn Anton vorüber piffte, so lag das nicht an der sicheren Hand des Schützen, sondern daran, daß Hucepack aufgesprungen war und ihm von rückwärts in den Arm fiel. Herrn Anton kniete trotzdem zusammen, wie verwundet kniete er im Haidekraut. Lessert rannte zu ihm und richtete den tobblaffen Burschen auf; derselbe versuchte zu lachen, da er ja doch ganz heil war, aber er mußte sich dennoch auf seinen Ketter stützen, um zu Claas Brook zurückzukehren. Dieser saß auf dem Erdwall und hatte das Gesicht in die Hände vergraben.

Herrn Anton betrachtete sich seinen Mörder. Todesblässe auf dem Antlitze, richtete die Beobachtung seine schlotternden Glieder ein wenig wieder auf, daß der Andere mehr getroffen schien als er selbst. Herrn Anton mochte auch die ganze Wucht der Frage, um welche es sich gehandelt hatte, fühlbar werden. Genug, das verzogene und unversehens bestrafte Kind sagte mit verstemtem Athem: „Du Hallunke! das war doch nicht eine Sache ums Leben; aber ich gehe nicht in Wirthshäuser, deren Wirth auf Leute schießen, kannst Deine Antrin zur Schau ausstellen, ich sehe sie nicht an. Jesus Mar' Josef, so was um eine Frauensperson!“

Claas ließ die Hände von seinem thränenüberströmten Antlitze sinken: „Ich — ich konnte nicht anders, Herrn Anton, und wenn Du diese Lehre vergißt, so muß ich Dir eine zweite geben!“ Damit ging er schweren unsicheren Schrittes wie ein Trunkener von dannen.

Der sechzehnjährige Amandus, alias Hucepack, der nichts wie das Haidehaus und das Klosterleben seiner Pension kannte, ward unvermittelt in eine Welt geschleudert, deren Vorhandensein er nicht ahnte und die ihn später in tiefe Grübeleien verstrickte; vor der Hand aber schlug er seinem Geretteten vor, sich in dem nahen Haidehause bei Mutter Gedrud ein wenig zu erholen, was demselben um so praktischer schien, als ihm nicht recht geheuer bei der Vorstellung war, seinem Feinde auf dem Rückwege vielleicht noch einmal zu begegnen.

Gedrud lachte wiehernd auf, als sie den Anerben als „Bild und Beschreibung“ bleich und erregt da sitzen sah: „Denkst wol, Du bist der Erste, dem eine Ladung Schrot gegen Liebesgedanken verordnet wird, Du Grasschicht? Ein verflucht seines, kitzliches Fell habst Ihr reichen Mastkälber; der Zwieback und die Eier, von denen Ihr fett werdet, setzen natürlich keine rechtschaffenen Knochen an. So ein Schafsgesicht wegen etwas Schrot, hätt's Dir schon mit dem Brodmesser herausgeholt — ist nicht das erste Mal!“

„War kein Schrot, Mutter Drücke. Wir gingen auf einen Rehbock, der von Bentheim oder sonst woher herüber gekommen ist, und dazu läßt man mit Rehposten oder Kugeln!“ entschuldigte sich kleinlaut der Anerbe.

„Nimm das nächste Mal Dein Herz in die Hand, Junge. Kugeln und fünf'sche (falsche) Hunde packen den, der sich fürchtet!“

„Meint Ihr?“

„Was ist da zu meinen! die Menschen sind das Einzige auf der Welt, das wegen des Geldes einen Umweg und Unterschied macht. So etwas kommt uns nicht, wir kommen ihm!“

Ein kalter Schauer lief über den Rücken des Anerben. Keinem der drei Anwesenden kam es inzwischen in den Sinn, an eine gerichtliche Anklage zu denken. Das Gericht ist eben etwas, dem man sorgsam aus dem Wege geht, falls es sich nicht etwa um Bestrafung handelt. Was ging die Herren Beamten denn auch Claas Brook's Eiferucht an? Gar nichts! Außerdem war ja auch nichts geschehen, dant Hucepack's Dazwischenkunft.

Sehr dankbar zeigten sich die Wesdings, Vater und Sohn, eben auch nicht. Als Gedrud diese schöne Tugend in dem sparsamen Bauern erwecken wollte und ihm zumuthete, er solle Hucepack fortstudiren lassen zum Doctor, ergrimmte der reiche Mann und schrie: „Glaubst Du, alte Here, ich müßte Deinen Bettelungen, der keine Arbeit versteht auf Gottes

weiter Welt, mit schweren Unkosten zum großen Herrn herausfüttern, weil Dein anderer Junge, der betrügerische Pferdekaufmann, mich um 745 Gulden geprellt hat? Flöten, ich bekreuzige mich vor Dir und Deiner Sippschaft, basta!“

Gedrud lachte, nicht etwa gereizt und rachsüchtig, nein, es freute sie, daß der Alte so „kathhaarig“ (katzenhaarig, verdrießlich) wurde, das unterhielt sie.

„Ganz nach Deinem Gefallen!“ entgegnete sie. „Die da auf der Haide war wol nicht die letzte Kugel und Du bist ja zu geizig, um für Deinen Einzigen einen Stellvertreter zu kaufen!“

„Schnick, schnack! Woher sollte Krieg kommen! Napoleon ist lange todt und sie regieren jetzt die ganze Welt auf dem Papiere; da eben, als Soldat, kriegt der Junge auf billige Art die Welt zu sehen und Schinken, Butter und Würste steuere ich ihm genug zu.“

„Was kommen soll, kommt — nichts für ungut!“ antwortete das Weib und wandte sich zum Gehen.

„Auf einen Sack Erdäpfel und ein paar Pfund Schmalz soll's mir nicht ankommen,“ lenkte der Bauer ein. „Deinem Fant war's keine Mühe, aber meinem kam's zu Gute.“

„Das nehme ich auch,“ stimmte Gedrud bei, „aber mit der Kugel wird's doch nicht anders! Ihr könnt mir ein Aker (Blechfessel) leihen für den Schmier und die Erdäpfel kann Dein Knecht absetzen, wenn er wieder zur Mühle fährt.“

Das geschah im Herbst 1863. Im Januar 1864 wurde mobil gemacht und die Truppen marschirten in großer Winterkälte nach Schleswig-Holstein.

Gedrud und ihr Sohn, der mit seinen Schulbüchern neben dem Torffeuer saß, hörten sehr selten etwas von den Vorgängen da draußen, sie kümmerten sich auch nicht darum, ob sich die Dinge so oder so entwickelten; die Alte wußte, sie, ihr Sohn und ihr Vieh könnten es bis zum Frühling aushalten — was weiter?

Da kam Bauer Wesding durch das Schneegewirbel daher gestapft, setzte sich schnaufend ans Feuer, sprach übers Wetter und nahm beiläufig ein lateinisches Buch in die Hand, in welchem Lessert soeben gelesen hatte. „So ist das wol Latein?“ fragte der Bauer.

„Ja!“ war die Antwort.

„Weißt Du, Amandus, ich habe mir Deine Sache mit dem Doctor-Lernen copirt (im Kopfe herumgehen lassen) mir ist auch zu Ohren gekommen, daß unser Pastor um so ein — ein Stipendium für Dich geschrieben hat. Was andere Leute zahlen können, das zahle ich auch; meinetwegen kannst Du zu Ostern, oder wann es sich schickt, aufs Gymnasium gehen, ich werde Sonntag mit unserem Geistlichen festsetzen, was gesah werden muß!“

Lessert's Gesicht leuchtete, Gedrud fragte barsch: „So, kommt doch ein Krieg?“

„Ach was, Krieg! Sie laufen da hinten so ein wenig an der Grenze herum und belauern den Dänen. Krieg ist was Anderes!“ Knurrend erhob er sich und ging.

„Nein, was Du für Glück hast!“ rief Gedrud. „Siehst Du, ich habe fleißig um Krieg gebetet, damit der Alte benaut (bekommen) wird; na und jetzt ist er da, Gott lohn's den guten Heiligen und mein Hucepack wird doch Doctor! Paß Sonntag nur gut auf, daß Alles in Ordnung aufs Papier geschrieben wird: Well schrift de blift!“ (Geschriebenes bleibt.)

Die Verschreibung ging richtig vor sich. Der Bauer wunderte sich freilich, daß ein Schüler, der doch nur so ledig bei den Büchern sitzt, mehr kosten sollte als sein Großknecht, aber der Pastor sagte es ja und trotzdem war die ausgefakte Summe auf eine bedürfnislose, abgehärtete Natur, wie die Hucepack's, berechnet. Als die Schreiberei ordentlich zu Stande gekommen war, legte Wesding seine schwere Faust auf die Schulter des Schülers und sagte: „So, jetzt steig auf meinen Wagen. Du gehst jetzt mit mir und ließt mir Abends, wenn mein Volk (Hausgenossen) Wolle kratzt, die Kranten (Zeitungen) und die Briefe vor, wenn etwa unser Herr Anton schreibt.“

Gedrud erhob keine Einsprache, sie nahm auch nicht weiter Abschied, sondern sagte nur: „Die Bücher und das andere Hemd bringe ich morgen!“ Das erste Hemd hatte er nämlich am Leibe und das andere war zugleich das letzte seines Wäschebestandes.

Da die Liebe für den Gegenstand unserer Opfer eben im Maße dieser Opfer erwächst, so faßte der Bauer eine große Zuneigung für Lessert, der ihm, durch die Erzählungen aus seinen Büchern und aus seiner Pension, eine glückliche Ablenkung von der Herzenssorge um den einzigen Sohn, draußen in Schleswig-Holstein, bot. Diese Herzensangst durfte schon eine Ahnung genannt werden, denn Herrn Anton ward von einer feindlichen Kugel schwer verwundet, nicht etwa im Gesicht, nein, meuchlings hinter einem Knick hervor, ja man munkelte, es sei die Kugel eines Kameraden gewesen, den der übermüthige Anerbe beleidigt hatte.

Wesding reiste mit Lessert an das Sterbebett des Sohnes, und der alte eigensinnige Bauer war wie ein Kind in der Hand seines Pflege Sohnes, der allerdings weltkundiger und weniger von Trauer eingenommen war, als der ungeschickte

Bauer. Der alte Wesding wußte jedoch zu gut, was er seiner Stellung und seinem Reichtum schuldig sei, um, in die Heimath zurückgekehrt, merken zu lassen, wie bitter ihn der Verlust seines Sohnes, des letzten Gliedes einer einst zahlreichen Familie, schmerzte. Er nahm die Beileidsbezeugungen mit bäuerlicher Würde entgegen, nur wenn er mit Lessert allein war, gab er sich seinem Kummer hin; der Hucepack wußte ja doch Alles und war noch ein bares Kind; das ist doch anders als Mann gegen Mann, oder gar der Mann einer Frauensperson gegenüber, wo er sich ganz und gar herabsetzen müßte. Als Ostern und die Schulaufnahme heran-nahte, sagte Wesding: „Amandus, wenn Du die Studiererei aufgibst und Bauer wirst, dann setze ich Dich zum Erben ein, wenn nicht, dann sollst Du meiner Nichte, eine Bruders-tochter, aufschreiben, daß sie hierher auf den Hof zieht.“

„Es ist dankenswerth, Bauer, aber mein Sinn geht mehr auf die Schule!“

„Du stehst Dir selbst im Wege! Schreibe dann also den Brief!“ Der Brief des Oheims an die Nichte lautete: „Liebe Maria Adelheid Wesding. Ich, Dein Onkel, Gerhard Wilhelm Wesding, schicke Dir und Deinen Leuten viele Grünnisse, wobei es mit meiner Gesundheit immer weiter geht. Ich wollte Dich wol begehren, hierher auf den Platz zu ziehen, von wegen meiner selbst und dem Vieh, indem doch die Neumilchen ihre gute Verpflegung haben wollen und auch schon verschiedene Glücken sitzen. Wenn Du noch mehrere Gebrüder hättest, wäre mir ein Junge lieber, aber Dein Vater will den Einzigen behalten, der auch viel zu klein ist. Ich hoffe, daß Du mit Kochen, Backen und bei den Kälbern und Biggen (Ferkeln) anständig bist. Wenn Du schon von Hucepack, einem gewissen Amandus, gehört hast, so ist er mit mir zu meinem lieben Sohne gereist und hat mir, wie er nicht besser konnte, beigehtanden, warum ich ihn nun auch auf den Doctor lernen lasse. Womit ich bin Dein lieber Ohm. Mein Knecht kann Dich und Dein Werk in den zwei Feiertagen mit den Pferden holen.“

Maria Adelheid sagte selbstverständlich zu, aber ehe sie noch mit ihrem Werk (Sachen) eintraf, hatte Lessert den Hof schon verlassen.

Amandus gewahrte bald, daß es eine Unmöglichkeit sei, mit dem auszukommen, was ihm vom Bauern als reiche Revenüe ausgeworfen war, zumal auch diese knappen Zuschüsse sehr unregelmäßig einliefen, denn der Bauer hielt nicht nur im Allgemeinen das Portozahlen für eine große Verschwendung, sondern zürnte auch noch nebenbei dem dummen Jungen bis in tiefste Seele, weil dieser das höchste Erdenglück, Wesding-Bauer zu werden, gleichsam unbesehen von der Hand gewiesen hatte. Ein Jüngling aus den besseren Ständen würde vermuthlich selbst, in nachträglicher Reue, auf diese Entfugung geblickt haben oder sich in nutzloser Verzweiflung vor der trüben Unmöglichkeit seiner Forteristenz gequält haben, aber ein Hucepack glaubt nicht nur an seinen Stern, sondern auch an seine Kraft. Er überzeugte die wolgenährte Bäckerfamilie, bei welcher er Quartier gefunden hatte, alsbald, wie nützlich er ihr werden könne durch Buchführung und Vießschreiberei, Unterricht der Kinder, Wartung des Babie's, Aufsicht des Ladens, Pflege der Hühner und unzählige andere Dienste. Diese vielfache Thätigkeit störte den begabten Sohn der Haide nicht in seinen Studien, er konnte das schreiende Kind wiegen, Brod verkaufen, den Tisch decken, die älteren Sprößlinge waschen und anziehen, ohne daß er sich in der Repetition seines Abends vorher erlernten Pensums wesentlich unterbrach. Das Silentium in der Pension war ihm früher immer komisch erschienen; er behauptete, „wer lernen will, lernt, wer seine Gedanken nicht meistern kann, dem hilft auch die Todtenstille nicht!“ Amandus lernte gründlich, es war seine Freude, sein Stolz zu lernen, jeder Fortschritt legte ja einen größeren Zwischenraum zwischen ihn und die hilflose Existenz in der Krippe seiner Mutter. Daß seine Zeugnisse gut waren bei soviel eiserner Willenskraft und Hingabe und daß die Lehrer aufmerksam auf den genügsamen, gewissenhaften Schüler wurden, ist begreiflich. Es kam Amandus nicht in den Sinn, während der Ferien heim zu ziehen, er lernte und arbeitete in dieser Zeit wie vorher und die Bäckerleute konnten ihn außerdem nicht so lange entbehren: „Jetzt hat man doch was von seinem Leben!“ sagte die Bäcker'sfrau, „ich kann Sonntags, Mittwochs und Sonnabends ruhig zum Kaffee ausgehen, wenn er bei den Bälgern bleibt, mir gehorchen die Kröten nicht, aber ihm thun sie Alles zu Liebe!“

Aber die Kinderliebe ist nicht jene blinde Zärtlichkeit des Wolgefallens, sondern das Hellschauen der Unschuld, der Trieb des Schwachen, sich an das Starke, Feste, Fertige zu lehnen. Das Kind will unbedingt achten, ehe es gehorcht, es fühlt den Menschenwerth selbst da, wo dieser Kern von einer rauhen, unschönen und verletzenden Schale umgeben ist.

Im Frühjahr erschien Gedrud's Sohn, der bankrotte Pferdehändler Jan Bernd, unerwartet zurückkehrend; auch ihn hatte der Krieg wieder auf die Füße gestellt, er sagte seiner Mutter, daß er ein gemachter Mann werde, wenn er nur eine reiche Frau finde.

„Dazu ist doch zu kommen. Sieh Dir Wilm Wesding's



Marälken an, sie hat von Haus aus eine Mitgift und ist auch Erbin bei ihrem Ohm!"

In Folge dieses Rathes bezahlte Jan Bernd seine alte Schuld, versetzte den Bauern dadurch in die beste Laune und fand, daß Maria Adelheid ein prächtiges Stück von einer Frauensperson sei, die ihre Augen gut zu gebrauchen wisse. Aber es war doch gar zu weit und unsicher mit der Erbschaft, sicherer wär's, wenn er das Mädchen ganz verdrängen und sich selbst bei dem Alten einnisten könne. Pferdehändler und Ackerbauer sind so wie so Nachbarkleute.

Der Versuch des Erbschleichens mißlang nicht geradezu, denn in mancher Beziehung fand Wedding Wolgefallen an dem strammen verwegenen Kerl, aber er gelang noch weniger, denn der vorsichtige und alternde Erblasser wußte gut genug, daß es mit seiner Autorität aus sei, sobald der Eindringling auf dem Hofe einen Fuß fest in den Sand gestellt habe.

Marälken schien nichts von den Gellüsten des Pferdehändlers zu merken, sie war immer lieblich und freundlich, kurz so, daß man sie gerne mit in den Kauf nehmen konnte.

Eines Tages sagte Wedding: „Dein Handel scheint nicht sehr drock (eilig) zu gehen, Junge!"

„Das ist jetzt die stille Zeit, aber ich wollte auch Abje sagen.“

„Komm in zwei oder drei Jahren wieder, dann sind meine Fohlen so weit und ich habe mir das Andere überlegt, so lang halten meine krachenden Bunken (krachenden Knochen) noch wol zusammen. Adjüs!"

„D du meine Zeit, fort willst Du?" staunte die Nichte. „Na, dann wird hier wieder alles in den alten Schlander kommen — Arbeit, Arbeit, Arbeit — man muß schon ins Kirchenbuch sehen, um zu wissen, daß man jung ist!"

Wedding stopfte sich, als der Rossbändiger gegangen war, umständlich seine Pfeife und murmelte: „Der Andre, welcher mir den Kummel vor die Füße warf, ist mir doch lieber als dieser, der im Dreck kriecht, um das Erbe zu packen, aber ein Bauer steckt in ihm, es ist der rechte Schlag!"

Wedding betrachtete sich alle Burschen, sowie der Pferdehändler die Sohnen: „Wie schlägt er ein? Wird er für mich passen?" aber Hucepack blieb doch gleichsam ein Vermächtniß seines erschossenen Sohnes, und Hucepack war nicht nahrhaft, er hatte noch nie um einen Stüber (Groschen) gebeten, noch nie gefragt: „Weshalb kommt mein Geld nicht?" wenn dasselbe ausblieb.

Marälken sprach dann und wann von den Brüdern, und eines Tages kam Amandus selbst daher nach glücklich bestandenen Abiturienten-Examen und den besten Aussichten für seine Universitätsjahre, denn er hatte einflussreiche Gönner gefunden.

Der vereinsamte Bauer war seit zehn Jahren nicht so vergnügt und so stolz gewesen, er vergaß ganz, daß Amandus nicht sein Fleisch und Blut sei und redete immer von unserem gelehrten Jungen und daß er, Wedding, alles vorausgesehen, wie es kommen würde.

(Schluß folgt.)

## Im Bann der Kinderträume.

Von Villamaria.

(Fortsetzung.)

„Wer mir's erzählt hat?" beantwortete Schratt meine dringende Frage nach der geheimnißvollen Prinzessin. „Nun, das ist's ja eben! Das that der Gröning, dem Herrn Forstmeister sein alter Kammerdiener, der vor fast vierzig Jahren mit mir bei demselben Regiment stand und den ich nun ganz unvermuthet auf Schloß Waldrub wiederfand. Er hat mir's aus alter, treuer Kameradschaft anvertraut, als er mir eines Sonntag-Nachmittags die Zimmer oben im Schloß zeigte und ich wissen wollte, wer die schöne, junge Prinzessin mit den blonden Locken sei.“

Der kleine Hund hatte sich indeß bequem auf meinem Schoß zurecht gelegt und war eingeschlafen; ich faltete die Hände über seinem seidenweichen Fell und blickte andächtig zu Schratt empor.

„Ja, ja, sie war dem alten Fürsten drüben sein Lieblingskind und soll noch viel schöner gewesen sein als ihr Bild; sie konnte ihren Vater wie an einem Schnürchen leiten, wenn keiner von seinen Ministern und Generälen mit ihm zu reden wagte. Das ganze Volk aber wäre für seine Prinzessin durchs Feuer gegangen, so lieblich war sie zu Jedem, und endlich sollte sie heirathen . . .“

Der Großherzog hatte sich's alle erdenkliche Mühe kosten lassen, und seine Minister dazu, und sie hatten ihr einen richtigen Königssohn ausgesucht. Und als der kam und die schöne Prinzessin sah, da hat er natürlich mit Freuden „Ja" gesagt, und keine Andere dürfe seine Königin werden.

Aber als Alles schon in bester Ordnung schien, da war's mit einem Mal zu Ende mit aller Herrlichkeit. Gröning hat das nur nachher so vom Hofgefinde erzählen hören, denn sein Herr, der dazumal noch erster Kammerherr beim Erbprinzen war, der lag gerade todfrank darnieder, und Gröning

mußte Tag und Nacht bei ihm wachen. — Also es war zu Ende. Die Prinzessin machte kurzen Prozeß; sie sagte keinem von ihren Leuten ein Sterbenswörtchen, sondern sandte nur ihren Kammerherrn zu dem Herrn Prinzen und ließ ihn in ihr Zimmer bitten. Dort soll sie dann eine lange Zeit mit ihm allein geredet haben, und als er wieder heraustrat, soll er todblaß gewesen sein und ist mit seinem Gefolge auf und davon, ohne Abschied zu nehmen von irgend Einem. Da ward aber der Großherzog fuchswild; er ist zu seiner Tochter gegangen und hat auch allein mit ihr geredet, und das Ende vom Lied war, daß die Prinzessin verbannt wurde. Zwar unter den hohen Herrschaften wird so etwas nicht laut, aber man munkelte überall davon, und richtig, eine Woche nachher hieß es, Prinzess Marie müsse ihrer Gesundheit wegen in ein wärmeres Klima. Und bald darauf ging sie ganz still, ohne Sang und Klang aus ihrem Heimathlande, nur ihre alte Gouvernante begleitete sie und ein alter Kammerdiener und ihre treue Kammerjungfer — das war Fräulein Lehna auf Schloß Waldrub.“

„Tante Lehne!" rief ich erstaunt, „Großvater's alte Lehne! . . . o nun weiß ich auch, wer immer die weißen Rosen dorthin legt!"

„Ja, Elschen, die Tante Lehne war's, und sie gingen fort in fremde Länder und unter fremden Namen, und keine Zeitung durfte die kleinste Nachricht über die arme Prinzessin bringen . . .“

Ich war ganz blaß vor Aufregung und mein Herz klopfte in leidenschaftlichem Mitgefühl. Schratt machte eine Pause.

„Weiter, Schratt, weiter!" drängte ich, „sie ist ja gestorben, sagtest Du vorhin — ist sie denn draußen in der Fremde gestorben oder durfte sie vorher noch zu ihrem Vater zurückkommen?"

„Nein," sagte Schratt, „nicht weiter, es ist schon zu viel für Dein blaßes Gesichtchen!"

„Schratt, lieber Schratt!" flehte ich, und nahm seine raube Hand zwischen meine beiden, sie zärtlich streichelnd. „Ich glaube, ich werde krank, wenn ich nicht erfahre, was aus meinem lieben, schönen Dornröschen geworden ist. Siehst Du, ich sage es ja gewiß zu Niemandem, aber erzähle auch weiter!"

„Ja, ja, ich weiß, ich kann Dir trauen, wenn Du auch nur ein kleines Mädchen bist. Na also, der Herr Forstmeister war endlich wieder gesund geworden, aber der Arzt sagte, seine Lungen müßten Waldluft haben, und so hat er den Herrn Großherzog um seinen Abschied gebeten und hat ihn auch erhalten, obgleich der junge Erbprinz sich partout nicht von seinem ersten Kammerherrn trennen wollte. So ist er aus einem Hofs Herrn ein Forstmeister geworden und ist nach Schloß Waldrub gezogen, weit ab von der Residenz, und hat dort gelebt wie ein Einsiedler; nur der Gröning war bei ihm und eine alte, taube Köchin, sonst war's so still dort wie in einem verwunschenen Schloß.“

Da in einer warmen Frühlingnacht klang ein Posthorn durch den Wald, und als der Herr Forstmeister sich eiligt in die Kleider geworfen und der Gröning desgleichen, da fuhr ein verschlossener Reisewagen an der Rampe vor. Er war kein Diener dabei, und Gröning sprang eilig die Freitreppe hinab, den Schlag zu öffnen, während der Herr Forstmeister auf der Rampe stand und ein Windlicht über seinem Kopfe hielt.

Aus dem Reisewagen stiegen zwei tiefverschleierte Frauen, die eine ging langsam die Stufen hinan, während die andere mit Gröning das Gepäck herunternahm. Da, als er mit dem großen Koffer die Treppe hinaufstieg, sah er, wie die Dame oben die Hand auf den Arm seines Herrn legte und leise sagte: „Ich habe den Schwur gehalten, den mein Vater von mir gefordert: ich kehre nur zurück, um in der Heimath zu sterben . . .“ und als er darauf seinen Herrn ansah, war der blaß wie ein Todter und die Hand mit dem Leuchter zitterte so heftig, daß Gröning meinte, er müsse im nächsten Augenblick zu Boden fallen, aber als der Herr Forstmeister seinen Kammerdiener gewahrte, sagte er sich gewaltsam, legte die Hand der Dame in seinen Arm und sagte: „Meine liebe Schwester, wie freue ich mich Deines Kommens!" dann wandte er sich zu Gröning und befahl ihm, die Köchin zu wecken, damit sie Thee bereite; der eilte dann auch geschwind ins Erdgeschloß, wo, wie Du weißt, die Küche liegt und die Kammern für die Dienerschaft. Als er dann wieder hinaufkam in die Halle, hatte der Herr Forstmeister seine Schwester und ihre Dienerin schon hinaufgeführt in die fürstlichen Gemächer, die schon seit Jahren nicht mehr benutzt wurden. Dann kam er wieder herunter, sandte den Postillon mit reichem Trinkgeld sofort zurück, und bald lag das Haus wieder so still und schweigend wie vordem. Die Damen blieben stets oben in ihren Gemächern, denn die gnädige Frau war sehr leidend, obgleich sie keinen Arzt wollte und nur nach Stille und Einsamkeit verlangte; drum mußte der Forstgehilfe, der im Schloßhof neben dem Hundezwinger wohnte, sammt seiner vierbeinigen Gesellschaft in das nächste Försterhaus im Walde; dorthin kamen fortan auch die Jäger, um dem Herrn Forstmeister ihren Bericht zu erstatten und seine Befehle entgegenzunehmen; die Stunden aber, in denen er vom Dienste frei war, sah er oben bei seiner frankten

Schwester und dort hinauf mußte der Gröning auch das Essen tragen.

Er setzte es im Vorzimmer nieder und erst wenn er wieder hinausgegangen war, kam die Kammerfrau, es in die Gemächer ihrer Herrin zu tragen.

Er hatte kein Arg dabei, hatte er es doch aus ihrem eignen Munde gehört, daß sie sterbenskrank sei, und solche Leute können weder Geräusch noch fremde Gesichter ertragen.

Die alte Köchin aber, ob sie auch taub war, hatte doch ein paar Augen im Kopfe wie ein Spitzbube.

Eines Morgens, als Gröning in seiner Kammer unten saß und die Knöpfe an seines Herrn Jagdrock pußte, trat sie über die Schwelle und guckte ihn an, als wolle sie ihn durch und durch blicken.

„Was gibt's denn, Friederike?" fragte er ganz verwundert.

„Stell' Er sich nur nicht so einfältig!" sagte die Alte. „Das weiß Er ja so gut wie ich, daß es mit unserm Besuch da oben 'ne ganz besondere Bewandtniß hat.“

Gröning guckte die Alte an, unschuldig wie ein neugeborenes Kind.

„Ja, ja, die alte Friederike hat ein Paar gesunde Augen im Kopf, die läßt sich nichts weis machen. Weiß Er wirklich nichts, Gröning?"

„Nein," sagte der jetzt ärgerlich, „nichts als daß die alte Friederike auch 'ne alte Närrin ist.“

„So?" sagte sie giftig. „Na, wenn Er mal Nachts Zahnweh haben sollte und nicht schlafen kann, dann mag er sich an sein Kammerfenster stellen und in den Mond gucken!"

Dem Gröning gab's einen Stich ins Herz, aber er sagte kein Wort und beschloß nur, die Augen offen zu halten.

In der nächsten Nacht, der Mond stand wieder hell am Himmel, ging er nicht zu Bett, sondern löschte nur sein Licht aus und stellte sich ans Fenster seines Kammerleins, das gerade am Ende der Terrasse nach dem Park steht, und richtig: gegen Mitternacht als man die Dienerschaft in tiefem Schläfe glaubte, klang oben leise die Glashür der Halle, die auf die Terrasse führt, und zwei Gestalten kamen langsam die breite Marmortreppe hinab, aber ehe sie im Schatten der Lindenallee verschwanden, hatte Gröning sie in dem fast tageshellen Mondlicht erkannt: es war sein Herr, der mit ehrerbietigster Sorgfalt die franke Dame am Arme führte; ihr Gesicht war jetzt ohne Schleier und sofort erkannte er, wie bleich und abgezehrt sie auch war, die schöne Prinzessin Maria, die seit Jahren verschollen war, und da wußte er auch, daß die andere ihre Kammerfrau, das hübsche Lehnen, sein müsse, in die damals alle Bedienten des Hofes verliebt gewesen und gar mancher der vornehmen Herren dazu . . .

Dem Gröning stand das Herz fast still bei dem Gedanken an die Gefahr, die seinen geliebten Herrn bedrohe, wenn der alte Großherzog erführe, daß er die verbannte Prinzessin aufgenommen, und er beschloß, ihn unverzüglich warnen zu lassen.

So verließ er denn am andern Tage nicht das Vorzimmer, als er die Suppe dort hineingetragen, sondern klappte nur scheinweise mit der Thür und stellte sich dann hinter den Thürvorhang, und richtig, gleich darauf kam von der andern Seite die Kammerfrau ins Zimmer, und es war das schöne Lehnen von dazumal, nur ein bißchen blässer und viel ernster.

Er rief leise ihren Namen; sie schrie leicht auf und wandte sich um nach der Stimme . . . Da trat der Gröning hervor, mit dem Finger auf den Lippen und einem so ernstem Gesicht, daß sie gleich merken konnte, er sei nicht zu seinem Vergnügen hier, aber sie sah ihn doch zornig von oben bis unten an und sagte bitterböse: „Ihr seid ja ein recht treuer Diener, Gröning, das muß man sagen!"

„Ja, das bin ich auch, Fräulein Lehnen," sagte er ruhig, „wie Sie gleich erkennen werden, wenn Sie mich anhören wollen . . .“ und er erzählte ihr in aller Eile von der Entdeckung der alten Köchin und daß er keinen andern Weg gewußt habe, den Beiden zu nützen, als mit ihr selber zu sprechen.

„O Gott, o Gott!" jammerte sie. „Aber meine arme Prinzessin darf nichts erfahren, sie hätte den Tod davon. Ich muß jetzt hinein, aber wenn Ihr die andern Speisen bringt, müssen wir weiter darüber reden.“

Und zwischen den andern Schüsseln, die er brachte und die sie dann abholte, erzählte sie ihm, wie Gram und Heimweh all' die Jahre hindurch an ihrer armen Prinzessin nagt, bis sie endlich brustkrank geworden, wie sie aber nie einen Schritt zur Ausöhnung mit ihrem Vater habe thun wollen, bis der Arzt ihr auf ihr ernstes Befragen erklärt, daß sie nimmer den Lenz mehr sehen würde, da habe sie nachher leise gesagt: „Nun wollen wir heim, Lehnen!" und als sie gefragt: „Aber wohin, Hobeit?" hätte sie ebenso leise gesagt: „Ich weiß nur einen sicheren Ort in meines Vaters ganzem Lande und ein zuverlässig Herz, das ist meines lieben Bruders einstiger Kammerherr, der jetzt auf Schloß Waldrub lebt.“

Die alte Gouvernante und der alte Kammerdiener seien längst todt gewesen, die neuen Leute aber hätte die Prinzess



reich belohnt zurückgelassen und wäre darauf mit ihr, dem Lehnchen, allein, in kurzen Tagereisen, wie's ihre Schwäche eben erlaubt, in die Heimath zurückgekehrt, und nun vertreibt vielleicht die Geschwägigkeit eines alten Weibes ihre sterbende Herrin aus diesem letzten Zufluchtsorte . . . und dabei weinte das Lehnchen so herzbrechend, daß auch dem Gröning ganz weich ums Herz wurde und er ihr versprach, die alte Köchin so scharf zu überwachen, daß sie mit keinem Menschen plaudern könne. Und das war jetzt nicht schwer, denn die Lieferanten, die ihre Vorräthe an Lebensmitteln bisher allwöchentlich in der Schloßküche abgeliefert, mußten sie fortan am entgegengelegten Ende des Parks, in die Wohnung des Schloßgärtners bringen, wo Gröning selbst sie in Empfang nahm, so daß keine fremde Hand mehr an die Thür von Schloß Waldruf pochte.

Einer aber ließ sich nicht abweisen, durch keine Vorsicht und keine Treue, das war der Tod, und der wartete nicht einmal bis zum nächsten Lenz, sondern kam, noch ehe die letzten weißen Rosen, die Lieblingsblumen der Prinzessin, verblüht waren.

In einer wunderschönen Sommernacht starb sie. Die Fenster nach dem Park hatte das Lehnchen öffnen müssen, daß das Mondlicht voll zu ihr hineinblicken konnte und sie das Rauschen der Lindenbäume noch einmal hörte, unter die sie nicht mehr hinausgegangen, seit jener Nacht, wo sie der Gröning zum ersten und letzten Male dort gesehen hatte.

„O Schratt, und nun ist sie wirklich todt?“ und ich legte meinen Kopf auf den Arm des Alten und schluchzte, daß mein kleiner Körper in leidenschaftlichem Mitgefühl erzitterte.

„Sei still, Kind, sei still, Elschen!“ tröstete er, mit seiner rauhen Hand mein Haar streichelnd. „Wenn ich das gewußt hätte, hättest Du mir kein Sterbenswörtchen abgeschmeichelt . . . so, jetzt sei auch hübsch ruhig!“

„Und brachten sie die todt Prinzessin nun zu ihrem Vater?“ fragte ich dann, meine Thränen gewaltsam niederschluckend, „ließ er sie in sein Erbbegräbniß setzen zu den Andern, oder durfte sie auch im Tode nicht zu den Ihren zurück?“

„Nein, nein, sie wollte ja gar nicht zu ihnen zurück. Der Herr Forstmeister hatte ihr mit einem heiligen Eide versprochen müssen, daß er sie in seinem Walde begraben wolle, damit sie wenigstens im Tode bei ihren Freunden sei. So hat's das Lehnchen dem Gröning erzählt, und die Beiden haben auch für Alles sorgen müssen, denn der Herr Forstmeister ist nicht von der todtten Prinzessin gegangen, nicht bei Tag und nicht bei Nacht. Es ist nämlich bei den hohen Herrschaften so Sitte, mußt Du wissen, daß ihre vornehmsten Diener die Leichenwacht bei ihrem Sarge halten, und diese letzte Ehre hat ihr doch der Herr Forstmeister anthun wollen.“

Sie soll ausgeglaubt haben wie ein Engel, als sie so in ihrem weißen Kleide und mit dem blauen Bande in den blonden Locken, gerade wie sie immer zu Lebzeiten ging, im Sarge gelegen ist, ganz mit weißen Rosen überstreut.

Lehnchen und Gröning haben den Sarg allein zugeschraubt, denn dem Herrn Forstmeister seine Hände haben

so gezittert, daß er davon ablassen mußte, und dann sind die Förster hereingekommen, die der Gröning selbst ausgesucht als die zuverlässigsten, und still und schweigend, ohne Glockengeläut und ohne Lied, haben sie den Sarg tief in den Wald getragen, und dort unter einer Königseiche ist sie begraben worden.

Und als das Grab zugeschauelt war, hat der Herr Forstmeister wollen ein Vaterunser sprechen, aber es hat nicht über seine todblaffen Lippen gewollt; da hat sich der Gröning ein Herz gefaßt und hat das Gebet gesprochen, und das war die ganze Feier für Eine, die einmal hat auf einen Königsthron steigen sollen.“

„Ist es nun zu Ende, Schratt,“ fragte ich, und biß frampshast in mein Taschentuch, um das neu aufsteigende Schluchzen zu unterdrücken . . . „weißt Du gar nichts mehr?“

„Nicht viel, Elschen! Die Förster haben darauf dem

Gröning einen feierlichen Eid schwören müssen, niemals die Stelle zu verrathen, wo der Herr Forstmeister seine Schwester habe begraben lassen; dann hat er Jedem eine große Summe eingehändigt, und bald darauf wurden sie nach einem entfernten Forstbezirk jenseit des Gebirges versetzt. Die alte Köchin wollte abziehen, es sei ihr zu gruselig im Schlosse, seit die fremde Dame dort gestorben sei, aber die durfte um keinen Preis in die Welt hinaus, darum ließ ihr der Herr Forstmeister sagen, er könne ihre Geschicklichkeit nicht entbehren und wolle ihr Gehalt lieber verdoppeln.

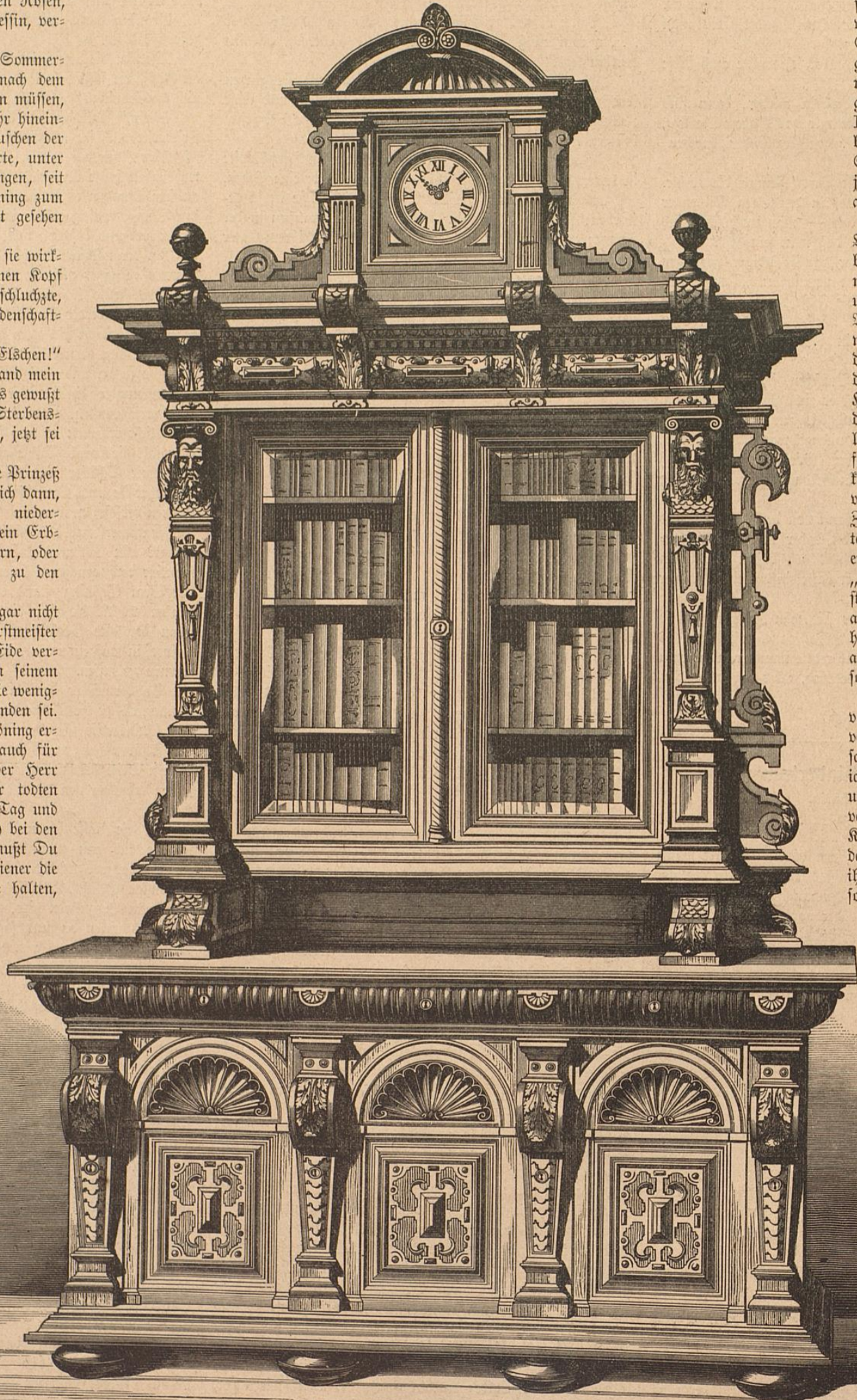
So blieb sie denn, bis sie nach ein paar Jahren starb, und das Lehnchen, das sich nicht vom Grabe ihrer Herrin hatte trennen wollen, an ihre Stelle trat, und so ging das alte, stille Leben in Schloß Waldruf wieder seinen Gang, Jahr ein, Jahr aus, wie auch heute noch.“

Auch in unserm Hause sollte das alte Leben wieder seinen Lauf beginnen, wenigstens saß ich am andern Morgen in vorschriftsmäßiger Haltung am Schultisch, Fräulein Drewe's gegenüber, aber meine Seele lag noch in den Banden des vergangenen Nachmittags, und statt Dr. Martin Luther auf die Wartburg zu begleiten, schweifte meine Seele um Schloß Waldruf nach jener Königseiche, unter der die arme Prinzessin schlummern sollte.

Da drang ein Laut an mein Ohr, der selbst diesen Zauber brach. Ich wandte den Kopf nach der Thür des Nebenzimmers und lauschte. Wieder derselbe Wehlaut, der mein Herz berührte, wie der Hilferuf ihres Kindes das Herz einer zärtlichen Mutter — das war mein armes, kleines Hündchen, das ich auf den Befehl der Gouvernante draußen hatte lassen müssen und an dem jedenfalls jetzt Bruno seine Dressirkünste versuchte. Sofort gliit ich vom Sessel und stürzte, ohne des Zurufs der Gouvernante zu achten, ins Nebenzimmer, und was erblickte ich dort . . . ? Mein „Dornröschen“ in einer Ecke stehend, mit den zarten Pfötchen an einen Stock gebunden, der hinter seinem Köpfchen lag, und an dem er aufrecht stehen lernen sollte.

Das arme Thierchen winselte vor Schmerz und Angst, ich aber verlor vor Zorn alle Beherrschung. Einen einzigen Blick warf ich um mich her nach einer Waffe, und als mein Auge nichts fand, vertraute ich der oft erprobten Kraft meiner Arme, fuhr auf den Uebelthäter los und prügelte ihn so regelrecht und mit einer solchen Geschwindigkeit, denn ich fühlte, daß meine Zeit knapp gemessen sein würde, daß er an gar keine Gegenwehr denken konnte.

„Else, Else, Du gottloses Kind, laß los!“ tönte auch schon die Stimme der Gouvernante hinter mir, aber noch war der Gerechtigkeit nicht Genüge geschehen. Wol ließ ich ihn los, aber nur um ihn mit beiden Händen in die Haare zu fassen, seinen Kopf hin und her zu zausen, und dann den ganzen Kerl mit einem so kumpf-



Bücher-Schrank.





H. BRAUER & CO. A. S. D. N.

Eine gute Geschichte. Nach einem Gemälde von D. Erdmann in Düsseldorf.



gerechten Stoß von mir zu schleudern, daß er der Länge nach zu Boden stürzte.

Alles war das Werk einer einzigen Minute gewesen; nun hielten mich der Gouvernante knöchernen Finger, aber ich war gerade in der Stimmung, mich halten zu lassen — ein einziger Ruck machte mich frei, und dann flog ich zu meinem winselnden Lieblich.

Es war keine Zeit, seine Bande zu lösen, ich nahm ihn nur schnell auf den Arm, um ihn nach Schratt's Hütte zu flüchten und dort in den Schutz meines alten Freundes zu stellen. Aber als ich mich nach der Ausgangstür wenden wollte, war mir diese Fluchtlinie abgeschnitten, denn Bruno hatte sich von seiner Betäubung erholt, mit Fräulein Drews Hilfe schnell vom Boden aufgerafft und stürzte nun rache-glühend auf mich zu. Der Gouvernante Ruf hätte ihn nicht zurückhalten können, aber sie rief ihn gar nicht, sie gönnte mir diese Lektion, zu der ihre Kraft jedenfalls nicht ausgereicht hätte; ich aber, mit dem gefesselten Händchen auf dem Arm, hätte jetzt unterliegen müssen, das erkannte ich sofort, und war mit einem Sprunge zurück ins Schulzimmer, dessen Thür ich hinter mir verschließen wollte. Vergebliches Bemühen, denn nur meine Rechte war frei, und Bruno war im Nu hinter mir her; ich flüchtete also hinter den großen Schultisch, seine Breitseite zwischen mich und meinen Feind bringend.

„Einen Stoß, ein Königreich für einen Stock!“ hätte ich gewiß gerufen, wenn ich damals Shakespeare schon gelesen hätte, aber ich kannte den großen Briten noch nicht, ein Stock war auch nicht zu Handen, so ergriff ich denn in meiner Bedrängniß das große Tintenfaß, das die Gouvernante zum Beginn des Unterrichts frisch gefüllt hatte.

„Wag's mal!“ schrie ich hochroth vor Zorn und Kampfes-muth. „Du feiger Schlingel, wag' einen Schritt noch, und ich werfe Dich mit dem Tintenfaß!“

Und er wagte ihn zu seinem und seiner Gönnerin Verderben. Noch einen Schritt that er, aber es war der letzte: das Tintenfaß fauste wagerecht durch die Lüfte, aber statt an das brüderliche Haupt, flog es der Gouvernante an die Stirn, die gerade in diesem Augenblick schützend hinter ihren Lieblich getreten war, und ergoß seine dunkle Fluth über ihr mageres, gelbes Antlitz und ihr schneeweißes Busentuch, bis hinauf über Bruno's Stirn und Wangen . . .

Ein Doppelschrei des Schmerzes und der Wuth erscholl aus Beider Mund, aber die Hände, die sich eben noch nach mir ausstrecken wollten, wandten sich nun, den schwarzen Strom zu hemmen; diesen Moment nützte ich zu schneller Flucht. Ich schlüpfte hinter dem Tische vor, an den Beiden vorbei und zur Thür hinaus in die Küche, wo ich von Katharinen athemlos ein Messer forderte, mein armes Dornröschen von seinen Banden zu befreien.

Aber diese Pause hatten auch meine Gegner genützt; sie hatten sich von ihrem Schreck erholt, die schwarzen Fluthen flüchtig aufgetrocknet, und nun sollte die Uebelthäterin zurückgeholt werden zu exemplarischer Bestrafung, aber: „Die Nürnberger hängen keinen, sie hätten ihn denn,“ sagt schon ein altes Volkslied. Ich war schon in den Garten ent schlüpfte, als die Feinde erst die Küche betraten, um von Katharinen meine Fluchttrichtung zu erfragen. Aber wenn diese sich auch denken konnte, wohin ich mich gewendet, so verrieth sie es doch nicht an die Gouvernante, der sie ebenfalls von Herzen gram war.

„Ich weiß, wo sie ist, Fräulein Drews!“ sagte plötzlich Bruno triumphirend. „Sie ist im Garten bei Schratt; dort ist sie oft, ich habe es selbst gesehen!“

Also auf nach Valencia!

Der Zug setzte sich in Bewegung, verstärkt durch Katharinen, die, ihr Entzücken über die geschwärzten Gesichter der Beiden in ihrer Schürze verbergend, von ferne folgte.

Ich hatte unterdeß das schützende Obdach erreicht, aber Schratt war nicht in seiner Hütte; gleichviel, hier war ich geborgen! Ich setzte mich in seinen alten Sorgenstuhl und streichelte mein Dornröschen, das sich noch immer die schmerzenden Pfötchen leckte, und versprach ihm, daß der umgezogene Bruno ihm von jetzt an nichts mehr zu Leide thun solle; da nahen Schritte.

„Gott Lob, da kommt Schratt!“ Ich sprang auf und eilte ans Fenster, aber, o Gott, mein kleines Herz setzte fast seine Schläge aus vor Schreck, dort, kaum noch zehn Schritte entfernt, kam die Gouvernante mit Bruno angeschritten, und die stumme Entschlossenheit in dem einen und die offenkundige Schadenfreude in dem andern Gesicht kündeten mir wortlos, welch' Schicksal meiner harre; aber noch hatten sie mich nicht! Mit einem leisen Schrei war ich vom Fenster zurückgetreten und eilte nun nach dem Flur, um durch die Hinterthür in den Garten zu entweichen; aber so flink es auch geschah, gewahrte mich Bruno doch noch, als er die Vordertür öffnete.

„Da ist sie, da ist sie, Fräulein Drews! Siehst Du, ich hatte Recht!“ Aber ich flog wie der Sturmwind davon durch die Gänge, und Dornröschen, das ich, um besser laufen zu können, auf die Erde gesetzt, sprang fröhlich bellend neben mir her, als gelte es nur einen lustigen Wettlauf.

Dort schimmerte schon, durch der Trauerbirken tief nie-

derhängendes Gezweig, der Schwanenteich, und dorthin richtete ich meinen Lauf.

Jetzt hatte ich seine Ufer erreicht und nahm Dornröschen wieder auf den Arm, athemlos aber mit festem Entschluß der Dinge harrend, die da kommen sollten, und sie kamen!

Bruno brach zuerst durch die Büsche und ihm folgte, so schnell es Jahre und Würde der guten Dame gestatteten, die Gouvernante; wir standen uns jetzt gegenüber, denn zwischen uns lag die ganze Breite des Sees.

„Halt!“ schrie ich jetzt so laut, daß es durch den ganzen Garten scholl. „Halt, Fräulein Drews! Wenn Sie mich holen wollen, so springe ich ins Wasser! Ich mache mir gar nichts daraus, wenn ich ertrinke!“

Bruno schien nicht viel Lust zu haben, sich an meine Drohung zu kehren, aber die Gouvernante wußte, daß ich thun würde, was ich gesagt, und legte drum die Hand auf die Schulter des brüderlichen Heißsporns, ihn zurückzuhalten.

„Komm hierher, Du unartiges Kind,“ rief sie dann zu mir herüber. „Du sollst mit uns zurückkehren ins Haus, wohin Du gehörst!“

„Nein,“ entgegnete ich mit der Ruhe eines festen Entschlusses. „Ich gehe nicht mit, ich gehe einfach mit Dornröschen ins Wasser!“ und damit trat ich ganz nahe an den Rand des Wassers, um bei der ersten Bewegung drüben meine Drohung auszuführen.

„Elschen, um Gottes Willen, Kind, wo willst Du hin?“ schlug eine alte, rauhe Stimme aus den Büschen hinter mir an mein Ohr, mir aber tönte sie süß wie Weihnachtsglocken. Mit einem Aufschrei der Erlösung wandte ich mich um und stürzte meinem Freunde entgegen, der, so schnell es seine alten Beine zuließen, herbeigeeilt kam. In der nächsten Minute schlossen sich seine treuen Arme so fest um meine kleine zitternde Gestalt, als wolle er mich gegen die ganze Welt vertheidigen, und im Gefühl dieses sicheren Schutzes ließ die unnatürliche Spannung meiner Nerven nach und ich verlor das Bewußtsein.

(Fortsetzung folgt.)

## Morgen und Abend.

(S. d. Illustration S. 137.)

Wenn nach wolburchschlaf'ner Nacht  
Unser Kindelein ist erwacht,  
Und nun vor ihm liegt ein Tag,  
Wie es ihn nur wünschen mag,  
Von der Vögel Sang durchtönt  
Und mit Blumenstaub betönt,  
Golgig hell, voll Sonnenschein:  
Dann ins Leben laßt's hinein,  
In den Morgen voller Lust,  
Gleich als wär' es ihm bewußt,  
Was der neue Tag ihm bringe:  
Scherz und Spiel und lust'ge Dinge!

Aber wenn der Tag sich neigt,  
Wenn die Welt still wird und schweigt,  
Wenn die Vögelin, die da sangen,  
Alle sind zu Nest gegangen  
In den Wipfeln und im Strauch:  
Schlafen will das Kindelein auch.  
Wüde ward's von allem Spiel;  
Was auch sonst ihm wolgefiel,  
Nichts mehr freut es, nichts gefällt,  
Will nichts seh'n mehr von der Welt,  
Die ihm gar verdrießlich scheint,  
Ist verdrießlich selbst und weint.

Herz, wie fröhlich bist auch du,  
Wenn dir laßt das Leben zu,  
Wenn die munt're Jugendzeit  
Scherz und Spiel dir hält bereit!  
Aber wenn dein Abend naht,  
Finstern wird des Lebens Pfad,  
Scherz und Spiel sind gar so fern —  
Willst du trauern? Laß dich gern,  
Wenn der laute Tag vergangen,  
Krieb' und Schlaf und Traum umfängen!

J. Trojan.

## Die Frauen und der Musikberuf.

Eine Mahnung.

Wahrlich! nicht mit leichtem Herzen, nicht ohne reichste Ueberlegung treten wir mit diesem Mahnruf vor die Leserinnen. Wir wissen gar wol, er wird manche liebliche Täuschung mit rauher Hand beseitigen, manche schöne Hoffnung wenn auch nicht zer- doch aufstören und verdußtern. Aber wir erachten es als eine heilige Pflicht, Müttern und Töchtern ein Bild der Entwicklung vorzuhalten, welche die Musikberuf-Studien in den letzten Jahren genommen haben und in den nächsten Jahren in noch verstärktem Maße nehmen werden. Und mögen unsere Leserinnen versichert sein, daß wir zwar die Wahrheit darstellen, aber sorgfamen Auges die möglich mildesten, durchaus nicht gelle Farben wählen.

Keinem mit den Kunstverhältnissen nicht genau Vertrauten, keinem, der sich nicht berufen fühlte, über diese Verhältnisse nachzudenken, fällt es bei, sich mit der Frage zu beschäftigen: Wie viel junge Damen und Männer mögen wol jährlich die Musiklaufbahn betreten, in irgend einer öffentlichen Musik-anstalt ihre Studien beginnen, um nach drei oder vier Jahren als Lehrer oder Virtuosen oder Sänger in Theater oder Concert ihrem Dasein eine Grundlage zu geben, oder, prosaischer aus-

gedrückt, um von der Musik zu leben? Wir wollen einmal dieser Frage näher treten.

Berlin, Wien,\* dann in alphabetischer Ordnung Köln, Dresden, Frankfurt, Hamburg, Leipzig, München, Prag, Stuttgart haben große Conservatorien und eine Anzahl kleinerer Musikschulen. In Berlin allein existiren neben der königlichen vom Staate erhaltenen Hochschule die zwei altbewährten großen Anstalten: Kullak'sche Akademie und Stern'sches Conservatorium; außer diesen sind im Musiker-Kalender für 1884 noch 45, sage fünfundvierzig Conservatorien und Musikinstitute verzeichnet,\*\* einige derselben mit zehn bis zwölf Lehrern. Daß Wien, die Stadt, welche bis vor einigen Jahren in vielen musikalischen Angelegenheiten den Ton angab, nicht weniger derartige Anstalten besitzt, läßt sich mit Gewißheit annehmen.

Wenn wir die Zahl der in den obgenannten Conservatorien z. Musik Studirenden auf 10,000 berechnen, so ist das gewiß nicht zu hoch gegriffen, da ja nachweislich auf Berlin und Wien 6500 bis 7000 kommen. Rechnen wir von diesen 10,000 die Hälfte als solche ab, die nicht unbedingt nur für den ausschließlichen Musikberuf, sondern mehr als „Dilettanten“ studiren, so bleiben 5000. Nun wollen wir annehmen, daß diese Zahl nur von drei zu drei Jahren sich erneuert (obwol ja ein jedes Jahr wenigstens ein Viertheil der oben ange-deuteten Zahlen an Zuwachs bringt) und daß drei Jahre als die Durchschnittszeit für die Ausbildung eines Schülers festzustellen sind.\*\*\*

Es werden mithin in den nächsten 12 bis 13 Jahren 20,000 (zwanzigtausend) Fachmister aller Gattungen aus den verschiedenen Anstalten ausgebildet werden, unter diesen etwa 6- bis 7000 Sängern und Pianistinnen (die Zahl der Geigerinnen ist eine verschwindend kleine).

Wir wollen nun zuerst die allgemeinen Verhältnisse der Musikwelt in Kürze darstellen und dann erst die besonderen einzelnen, die sich den Musikern von Beruf bieten.

Bis vor etwa zehn Jahren fanden deutsche Lehrer und Lehrerinnen im Auslande beste Aufnahme. Amerika, England, Rußland, die Donaufürstenthümer boten ihnen gelbliche und gesellschaftliche Vortheile. Daß bis zum Ausbruche des französischen Krieges 1870 deutsche Musiker sich in Paris sehr behaglich fühlten, ist eine allbekannte Thatsache. Das Alles hat sich geändert. Frankreich ist verschlossen, England und Amerika senden ihre Söhne und Töchter in deutsche Conservatorien,† wo sie zu Lehrern und Lehrerinnen für die Heimath ausgebildet werden; in Rußland — das auch schon zwei eigene große Conservatorien in Petersburg und Moskau besitzt — und in den Donauländern (jetzt Königreiche) übt der Deutschenhaß bedeutende Rückwirkung auf die Stellung deutscher Musiker. Aber es bedarf wahrlich gar keiner politischen Beweggründe, um die Laufbahn deutscher Musiker zu erschweren; in immer wachsender Zahl gegenüber dem verminderten Bedarf liegt die Hauptursache der Schwierigkeiten. Berühmte deutsche Virtuosen — besonders solche, welche die gehörige Thatkraft und Geschicklichkeit besitzen, ihr Talent in bester Weise zu verwerthen, oder denen ein sehr geschickter Unternehmer zur Seite steht, der durch ihre Interessen die seinigen fördert — werden auch noch jetzt (mit Ausnahme Frankreichs) in allen Ländern eine Zeit lang gute Erfolge erzielen. Aber für alle Anderen gestalten sich die Verhältnisse immer ungünstiger. Wir betonen nochmals, daß unsere Andeutungen nicht in grellen Farben gehalten sind; eine Erkundigung bei Personen, welche lange in den oben bezeichneten Ländern ansässig sind und die Musikverhältnisse genau kennen, wird unsere Angaben in vollstem Maße bestätigen. Wir berührten bisher nur Allgemeines, d. h. alle Musiker im gleichen Maße Betreffendes, wir kommen nun zu den Bedenken, welche nur für die jungen Damen, die sich der Musik widmen, Gültigkeit haben.

Der junge Musiker, der in die Welt tritt, um in der Ausübung seiner Kunst und je nach seinem Talent Einkünfte und Ruf zu erwerben, begegnet wenig gesellschaftlichen Schwierigkeiten. Kein Mensch fragt nach seinem Herkommen, nach dem Stande seiner Eltern. Wenn er die äußerlichen gesellschaftlichen Formen nur einigermaßen einhält, so genügt das für eine lange Zeit. Wo er wohnt, wie er sich kleidet, wird wenig beachtet. Eine gewisse „geniale“ Nachlässigkeit im Anzuge wird, wenn sie nicht gerade „schokirend“ auffällt, ihm nicht übel genommen. Selbst seine „Moral“ wird nicht streng beurtheilt, wenn er sich nicht unrechthafte zu Schulden kommen läßt. Viele Wege liegen vor ihm; allerdings keiner, auf dem nicht schon viele Andere sich bewegen, aber keiner, den er nicht versuchen könnte. Als Privatlehrer, als Lehrer in einem Institute, als Begleiter in Concerten †† und Gesellschafter, als Instrumentalist in einem Orchester, als Dirigent von kleinen Vereinen kann er seine Laufbahn beginnen, sich eine Zeit lang „durchschlagen“, wie's eben geht, bis irgend eine günstige Wendung ihm Erfolge, Ruf und gutes Einkommen bringt. Keinen jungen Musiker wird harter Vorwurf treffen, wenn er in einer Periode geringeren Verdienstes manche Verpflichtungen für die Zukunft einget; allerdings muß sein Lebenswandel die Garantie bieten, daß nur die dringende Nothwendigkeit, die Unmöglichkeit, den Tagesforderungen zu genügen, ihn zum Eingehen solcher Verpflichtungen gezwungen hat. Gelingt es ihm zuletzt nicht, in einer Stadt eine sichere Existenz zu finden, so mag er sein Glück anderswo suchen — ein Zimmerchen gibt's überall, ein Piano ebenfalls; ist er Geiger oder Bläser, so nimmt er sein Instrument unter den Arm und wandert in die Welt, bis er ein Plätzchen der Ruhe gefunden. ††† Wie so ganz anders

\* Wien und Prag müssen hier mitgezählt werden, da ja gerade von dort sehr viele Sängern und Virtuosen nach Deutschland kommen und hier Anstellung finden.

\*\* Seit diese Zellen geschrieben sind, wurden vier neue derartige Musikinstitute gegründet.

\*\*\* Der mit Vorkenntnissen ausgerüstete Schüler eines Conservatoriums, der nach drei höchstens vier Jahren nicht so weit gediehen ist, daß er sich nunmehr allein vervollkommen kann, ist als unfähig zu betrachten. Selbstverständlich kommen bei obigen Bemerkungen Kinder bis zu zwölf Jahren gar nicht in Betracht.

† Auch zu Privatlehrern. Der Verfasser selbst hat in den letzten zehn Jahren wenigstens 50 amerikanische junge Damen und Männer unterrichtet, die sich alle dem Lehrfache widmeten oder es in der Heimath schon ausübten, und nur nach Europa kamen, um sich noch weiter auszubilden.

†† Virtuosen, die auch gut begleiten, finden vielfach Verwendung bei den sogenannten „tournees“ (Kundreisen) mehrerer vereinter Künstler.

††† Selbstverständlich ist hier nicht von den großen Talenten die Rede die sich überall Bahn brechen — obwol auch bedeutend begabte junge Künstler kümmerlich leben, wenn sie nicht vom Glücke und von Beschützern begünstigt sind — sondern von der Durchschnittszahl.



sind die Verhältnisse, welchen die junge Musikerin beim ersten selbständigen Schritte in der Laufbahn begegnet? Wie viele jener Fragen, die gegenüber jungen Männern fast gar nicht gestellt werden, kommen in ernsten Betracht, sobald ein junges Mädchen in der Gesellschaft und in der Öffentlichkeit als Musikerin vom Tische erscheint. Wie vielen Prüfungen wird ihre Erscheinung, ihre Bewegungen, ihr Anzug unterworfen! Will sie als Lehrerin ihren Unterhalt verdienen, wie vieler einflussreicher Protection, und wenn sie eine solche findet, wie vieler Geduld bedarf sie, bevor die Einnahmen ihr eine anständige Existenz sichern. Die meisten Familien ziehen männliche Lehrer vor, weil „die Kinder vor solchen mehr Respekt zeigen,“ und nehmen Lehrerinnen nur, weil diese — für billigeren Preis unterrichten. (Es mag Ausnahmen geben, aber sie bestätigen doch nur die Regel!) Und selbst wenn eine junge Dame so viel Talent besitzt, daß sie als Concertspielerin auftreten kann, wie viel schwieriger ist ihre Stellung, wie viel geringer ihr Einkommen! Sie kann nicht ohne Damenbegleitung reisen, muß also überall ihre Unkosten auf das Doppelte anschlagen — gegenüber einem Einkommen, das selbst im glücklichsten Falle recht schwach zu nennen ist. Eigene Concerte zu geben, ist kaum mehr den altberühmtesten Virtuosen möglich, und selbst diese finden es vortheilhafter, von den Concertgesellschaften der größeren Städte gegen festen Ehrensold beurlaubt zu werden, als die langwierigen und so vielen unerwarteten Hemmnissen ausgesetzten Vorbereitungen eines eigenen Concertes mit unsicherer Einnahme zu wagen. Und wie viele Pianistinnen und Sängerinnen sind seit Jahren bei allen Concertgesellschaften angemerkt! Als der Verfasser dieses Artikels vor zwei Jahren eine Vorlesung im Wiesbadener Kurhause hielt, zeigte ihm der dortige Director die Liste der Pianistinnen und Pianisten, welche für die jährlichen 10—12 Concerte angemeldet waren: nahe an Hundert! und unter diesen befanden sich nicht die Berühmtesten, welche ein Angebot erwarten und niemals selbst stellen! Dieses eine Beispiel wird gewiß genügen!

Vielleicht wird manche Leserin denken, daß unsere Bemerkungen nur auf Pianistinnen oder Concertsängerinnen Anwendung finden und daß eine junge Dame, der Talent für Bühnengesang verliehen ist, allen diesen Unannehmlichkeiten viel weniger oder gar nicht ausgesetzt ist. Wir können einer solchen Meinung, einer solchen Selbsttäuschung gegenüber nur einen Rath ertheilen: die Mutter der jungen Dame, die sich der Bühnenlaufbahn widmen will, lasse sich von einem Theateragenten das Formular eines Contractes geben und studire ihn genau; besonders in den Theilen, welche dem Director das alleinige Recht der Beurtheilung der Leistungen sichern. Sie berechne dann die Einnahme bei einer vortheilhaften Anstellung, bei gutem Honorar, und die Ausgaben für zwei Damen, für Bühnen-Costime und für so vieles Andere, jungen Künstlerinnen aus anständigem Hause Unentbehrliche. Dann wird sie Manches ahnen, was wir hier nicht sagen dürfen; dann wird sie einsehen, welche tiefe Schatten selbst hinter einer äußerlich glänzend erscheinenden Bühnenlaufbahn liegen! — — — Doch genug! Wir wollen das Ergebnis unserer Betrachtungen kurz zusammenfassen:

Die Musik ist eine herrliche Kunst und musikalisches Talent eine Gottesgabe: wenn richtig ausgebildet und angewendet, ist es die schönste Beigabe des eigentlichen Lebensberufes, ein Schlüssel für die Herzen der Menschen, ein offener Creditbrief für die Aufnahme in die beste Gesellschaft und ein Talisman, der manche Schwierigkeiten des Lebensberufes besser beiseitigt, als aller Fleiß und Geschicklichkeit in diesem; wir wissen aus der neuern Zeit Beispiele von ganz glänzenden Stellungen, zu denen die erste Hälfte der Tausen rasch erstiegen ward, weil der Betreffende durch musikalisches Talent die Gunst der Vorgesetzten und der Mächtigen erwarb und in dieser Weise Gelegenheit fand, sich in seiner Stellung auszuzeichnen. Es kann also jeder jungen Dame nur dringend gerathen werden, ihr musikalisches Talent gründlich auszubilden.

Aber die Musik als Lebensberuf zu wählen — davor mögen jetzt alle Mütter ihre talentvollen Töchter warnen, und diese sollen die Mahnung ja nicht leicht hinnehmen. Wir können mit gutem Gewissen versichern, daß wir nur Schönfärberei vermieden, aber nicht düstere Farben gewählt und nur das Allernöthigste angedeutet, nicht ausführlich dargelegt haben. Wir wissen wol, daß die augenblickliche Zeitfrömmung dem Musikerberuf einen gewissen poetischen Nimbus und auch vor der Hand eine angenehmere gesellschaftliche Stellung verleiht, als jeder anderen Beschäftigung, daß also in jungen Gemüthern die Liebe zur Tonkunst noch durch die mächtigste Wirkung des Ehrgeizes immer mehr entflammt wird. Aber wir sehen auch immer mehr die Zeit heranwachen, da nur die energischen großen Talente, die alle Schwierigkeiten überwinden, zum gedeihlichen Ziele gelangen werden, oder solche, welche beim Eintritt in die Laufbahn mit genug irdischen Gütern ausgestattet sind, um in Geduld und Ruhe die günstige Gelegenheit zum langsamen sicheren Vorwärtkommen abzuwarten zu können; während alle Anderen große Entbehrungen und Enttäuschungen erleiden müssen. Darum wiederholen wir: fleißiges gründliches Studium der Musik, um sie als treue Begleiterin und Stütze ins Leben mitzunehmen; aber große Ueberlegung, lange, lange Selbstprüfung, bevor der Entschluß gefaßt wird: Ich will Musikerin werden!

S. Ehrlich.

### Die Kunst im Hause.

#### Bücherschrank.

Es ist nicht leicht, das Arbeitszimmer mit einem passenden, zugleich praktischen und künstlerisch geschmackvollen Bücherschrank auszustatten. Am besten sind jedenfalls diejenigen daran, die, wie Männer der Wissenschaft, Schriftsteller, Journalisten ihr Wohn- und Arbeitszimmer völlig mit Büchern füllen, alle Wände mit Bücherreihen bedecken können. Solche Bibliothek bedarf keines kostbaren Holzgewandes, keiner schrantartigen Hülle. Aber zu bedenken und zu entscheiden gibt es da dennoch mancherlei. Neuerdings liebt man es,

\* Was das heißt, möge folgende oft vorkommende Thatsache erklären: Eine begabte Sängerin wird nach einer entsetzten Provinzialstadt engagirt; sie gefällt; nichtisobeweniger erklärt ihr der Director nach sechs Wochen, daß ihm ihre Leistungen für das bisherige Honorar nicht genügen, daß er aber bereit sei, sie für ein geringeres weiter zu behalten. Um nicht mitten in der Winterzeit, in der alle Theater ihr Personal festgesetzt haben, ohne Erwerb, und allen möglichen Auslegungen preisgegeben zu sein, muß die junge Künstlerin die harte Bedingung eingehen, denn der Director handelt ja im Rechte, das der Contract ihm sichert!

durch Vorhänge von schwerem Wollenstoff die Einbände vor Staub zu schützen. Wir glauben kaum, daß das praktisch ist, seinen Zweck vollständig erfüllt, denn die Draperie wehrt den Feind aller Keimlichkeit doch nicht vollständig ab. Jedenfalls geben diese Vorhänge an un-rechter Stelle dem Raume ein gar zu ernstes, düstres Aussehen. Vor den Thüren, an den Durchgängen, über Fenstern lassen wir uns Stoffverkleidungen sehr gern gefallen. Dort sollen sie Licht, Geräusch, mitunter sogar Zugluft abhalten und machen den Raum traulich, warm, behaglich. Andere wieder, und der Bücherschrank, den wir unseren Lesern als Muster zeigen, gehört dazu, schließen die Wände mittelst Glasthüren von der Umgebung ab. Das ist weit vorzuziehen. Denn einmal erfüllt das Glas den Zweck des Schutzes besser, als lose niederfallender Stoff, und dann entzieht es die Hauptsache, die Bücher selbst, nicht vollständig unsern Blicken. Diese Glas-thüren werden denn eigentlich doch nur durch eine vorübergehende Laune der Mode von den Vorhängen verdrängt. Am allermeisten gefällt es uns, wenn in dem Arbeitszimmer die Reihen stattlicher Einbände ganz frei dastehen. Für diesen Theil der Häuslichkeit gibt es kaum einen passenderen Schmuck als die Rücken gut gebundener Bücher. Sie verrathen uns die Lieblingsneigungen, das ganze geistige Leben des Besitzers. Und daß er mit seinen Büchern nicht auf vor-nehmen Füße, sondern wie ein guter intimer Freund verkehrt, davon überzeugt nichts uns schneller und deutlicher, als offene Bücherbretter, in die man ohne alle Umstände und Mühe hineingreifen kann. Die ängstlich um den Ruf ihres Ordnungssinnes besorgte Hausfrau wird freilich meist Einspruch gegen solche frei dastehende Bücher erheben. Es ist ja wahr, nirgends setzt Staub sich tüchtiger und unangenehmer fest als zwischen Büchern, durch nichts wird empfindlicher Keimlichkeit-sinn mehr verletzt, als durch die schmutzigen Finger, die wir uns leicht bei lebhafter Benutzung des Bücherschranks holen, und endlich leiden manche Sachen selbst erheblich unter solcher schmutzigen Frei-gebung. Vielleicht ist deshalb hier, wie in den meisten Fällen, ein Mittelweg das Rathsamste. Den kostbaren Bücherbesitz, die prach-tvoll ausgestatteten, aber nur selten benutzten Bände, die Decorations-stücke, die sich in jeder Sammlung finden, werden wir in einen Schrein mit Glasthüren bringen, in ein Möbel, das durch sich selbst und durch seinen Inhalt zum Schmuck des Arbeitszimmers dient. Was aber immer zur Hand sein soll, was wir jeden Augenblick brauchen oder in leeren Stunden bedürfen, um uns zu erfrischen, anzuregen, umzustimmen, ein Band Heine, die Classiker, Nachschlage-bücher aller Art, das sollte offen und wenn möglich so bequem auf-gestellt werden, daß wir kaum unseren Platz am Schreibtisch oder auf der Chaise longue zu verlassen brauchen, um es zu erreichen. Man benutzt ja sogar die Rücklehnen unserer Ruhemöbel neuerdings zur Placirung einer kleinen Handbibliothek. Das sieht sehr comfortabel, sehr praktisch, sehr einladend zum Gebrauch aus, allein es scheint eigentlich doch nur so. Als Gesellschafter für den Augenblick vor Be-ginn der Mittagsruhe, als Zerstreung bei leichtem Unwohlsein greift man kaum auf gut Glück in das Bücherbrett über dem Kufelager, sondern nimmt ein Journal, ein Blatt, ein bequemes Buch zur Hand. Für den ersten Zweck nun zur Placirung vornehmerer Freunde unter dem Bücherbesitz eignet sich ein Schrank, wie unsere Abbildung ihn der von Engelhorn herausgegebenen Gewerbehalle entnimmt, vor-zugsweise. Er trägt die Charakterzüge der heute sich schon zu den breiten Formen des Barock hinneigenden Renaissance und gliedert sich in drei Theile zu einem Aufbau, der von einer Uhr gekrönt ist. Die untere Partie, die dem Ganzen constructiv zum Sockel dient, zeigt schwere kräftige Holzarbeit, die selbst in ihren ornamentalen Gliedern, den Trägern, Gesimsen, den muschelförmig behandelten Bogen-blenden, andeutet, daß diese Basis bestimmt ist, die Last des Ober-baus zu tragen. Die Thüren verschließen Abtheilungen, in denen man Acten, Documente, Schriftstücke aller Art aufbewahrt, die ent-weder den Augen fremder Besucher entzogen werden sollen oder ihres vergilbten Ansehens, ihrer Gesammtercheinung wegen nicht recht präsentabel sind. Solch ein Untergehöf sollte kein Bücherschrank entbehren, selbst schon der Bequemlichkeit wegen. Denn es ist sehr mühevoll, Bücher aus unteren bis zur Erde reichenden Fächern her-vorzujuden. Als abschließendes Glied dieses Unterbaues ist ein weit hervorstühendes Gesims gewählt, das nicht nur seinen ornamentalen Zweck erfüllt, sondern in seiner Tiefe als Schublade zur Aufbewahrung von Landkarten, Stichen, Wappen, einzelnen Blättern gedacht und der bequemeren Ordnung wegen in drei Abtheilungen geschieden ist. Auf der breiten Platte, die diesen Unterstock krönt, erhebt sich der Glas-schrank, und zwar nicht unmittelbar, sondern auf kräftigen Füßen, welche die Thüren mindestens 7—8 Zoll emporheben. Das scheint nebenächlich, ist aber höchst wesentlich. Wir können auf dieser Deck-platte nun Bücher aus der Hand legen, sie zu eiligem Nachschlagen, Vergleichen benutzen, dabei die Glas-thüren öffnen und schließen, ohne daß diese jene Bücher hinunterlegen. So dient die breite Holz-platte als ein Tisch an einem Orte, wo wir denselben notwendig brauchen. Leichter, freier und sehr viel lebhafter decorirt ist der Oberbau, der eigentliche Bücherschrank. Auch hier werden wir zuerst dadurch angenehm berührt, daß die ungemein reiche und prachtvolle Formgebung niemals den Charakter des Materials, des Holzes also, und seiner Technik verleugnet. Kein einziges der Architektur ent-nommenes Glied stört die Harmonie des Entwurfs. Selbst auf unserem farblosen Abbilde erkennen wir leicht, daß die tragenden Ständer zur Seite mit den krönenden Maskentopfen, die stark her-vortretenden Gesimsleisten, die consolenartigen Stützen der Bekrönung, daß die stark silhouettirten Decorationen zur Seite Holz sein müssen, daß man keine dieser Theile willkürlich für andere Zwecke in Metall, Stein, Hon nachbilden könne, ohne ihn zu entstellen. Diese Stoff-gerechtigkeit, die Rücksicht, die der entwerfende Künstler auf das Material und die Technik seiner Verarbeitung nimmt, ist einer der größten Fortschritte unserer neuesten Geschmacksentwicklung. Den Künstlern danken wir sie, das Publicum hat sie indessen meist noch zu lernen. Und gerade deshalb wählen wir als Muster vorzugs-weise solche Gebilde des modernen Kunsthandwerks, in denen die Stoff-gerechtigkeit das Grundprincip des Entwurfs bildet. Das ist bei dieser schönen Kunstschöpfung der Fall. Gehen wir weiter hinauf bis zu den gebrechtesten Knäusen, dem Uhrgehäuse, den Voluten, immer finden wir den Holzcharakter streng festgehalten. Noch bis ganz vor kurzem glaubte man weder construiren noch decoriren zu können, ohne Anleihen bei antiken Tempeln und Palästen der Renaissance zu machen. Es ist eins der erfreulichsten Zeichen der Gesundung und Läuterung uneres Geschmacks, daß die Kunstindustrie davon immer mehr zurückkommt.

### Unsere Illustrationen.

Eine gute Geschichte. Gemälde von Otto Erdmann. Der Maler dieses Bildes — nicht zu verwechseln mit seinem ebenfalls zu den Düsseldorfern zählenden Namensvetter, dem Westphalen Ludwig Erdmann — ist 1834 in Leipzig geboren und 1857 nach

der rheinischen Kunststadt übergesiedelt. Sein Talent gehört zu jenen, für ihren Besitzer doppelt angenehmen und vortheilhaften, welche fast immer solche Kunstwerke zeitigen, die dem Publicum angenehm und willkommen sind. Seine Specialität ist das Rococo-Genre. Er hat, ähnlich wie Loffow in München, dem 18. Jahrhundert, seinen Menschen, Sitten, Zuständen, Erscheinungsformen ein besonders ein-gehendes Studium gewidmet und versteht es, seinen gefälligen Bildern von Familien-scenen aus dem aristokratischen wie aus dem Bürger-hause im Zeitalter Friedrich's des Großen das überzeugende Gepräge der Echtheit nicht nur in allen Neuheiten zu geben. Die schönen hochförmigen weißgeputzten Frauen und Fräulein in bauschigen, „viereckig“ ausgeschlitzten Reifröcken mit Schnüpfleiderchen auf den zart rosigen Wangen, mit ihrer sitzlig feierlichen Grazie und durch den „Wolfsstand“ gedämpften Schalkhaftigkeit fehlen selten in seinen Rococobildern, denen sie einen Hauptreiz verleihen. Das Original unseres Holzschmittes bildet in Bezug darauf eine von den wenigen Ausnahmen, die wir unter den Bildern D. Erdmann's kennen. Es ist völlig „ohne Damen“ und demnach scheinen die beiden darauf dargestellten Herren an Vergnügen keinen Mangel zu leiden. Zwei bartgeottene Garçons, die eine gute Tafel und einen guten Wein allen Freunden einer durch Gattinliebe verschönten Häuslichkeit und allem Glück der Familie vorziehen, sitzen bei dem Dessert des gemein-sam genossenen Dinners in der eleganten Junggesellenwohnung des Einen beisammen. Der süße Wein hat ihre Seelen erschlossen. Der Gastgeber, der Ältere, entsinnt sich der köstlichen Geschichte, die er eben in dem neuesten von Paris gekommenen Büchlein (vielleicht von dem charmannten Mr. Crebillon) gelesen hat. Er ist aufgestanden, zu seiner Bibliothek gegangen, hat den Schatz geholt und liest nun, ohne sich Zeit zum wieder Niederlegen zu nehmen, dem verständniß-vollen Freunde, die Worte sorglich accentuierend, die gute, die einzige pikante kleine Geschichte vor. Und gewiß, der Autor und der Leser könnten sich kein dankbareres Publicum wünschen, als diesen Hörer, und keinen besseren Beweis, wie gut sie den Geschmack desselben ge-troffen haben, als das sonore herzliche Lachen, welches die ganze Ge-stalt des Gastes erschütterte und ihm — nach einem solchen Diner nur um so wohlthätiger sein wird. L. P.

### Neue Handarbeiten.

Von Tag zu Tag fast erweitert sich das Gebiet, auf dem weib-liche Hand und weiblicher Kunstfertigkeit Erfolge zu erreichen vermag, und kaum

gibt es noch einen Theil des Hauses, für den von der nie rasten-den Erfin-dungsgabe der Gegen-wart nicht ein von weiblicher Hand her-stellbarer Schmuck erfunden wäre. Aus der über-reichen Fülle mo-derner Arbeits-motive können hier daher nur einige wenige — freilich recht dank-bare — Erwäh-nung und Beschreibung finden.

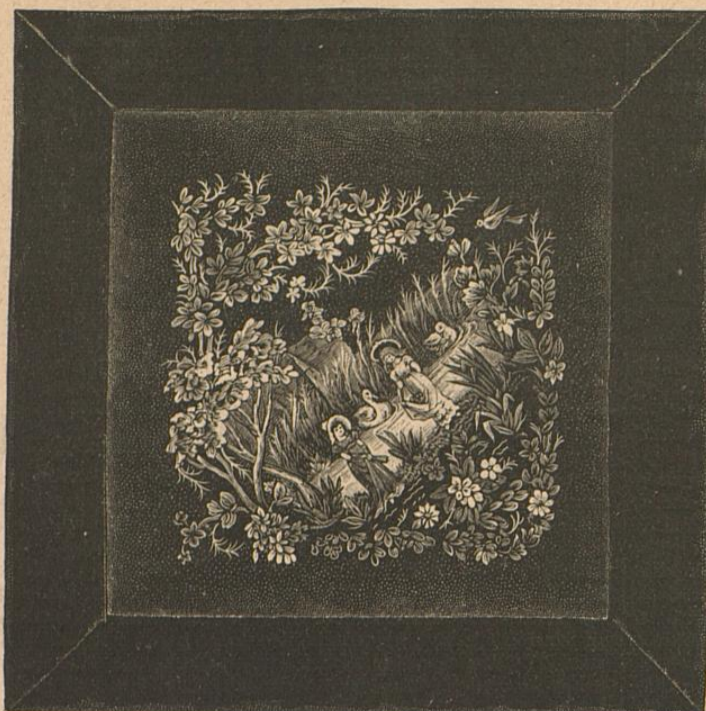


Wir lenken die Blicke unserer Leserinnen zunächst auf den Denshirm Abb. Nr. 1. Der strenge Gegensatz von Winter und Sommer ist hier aufs schönste ausgeglichen: während draußen Frost und Wintersturm herrschen, ruft uns an der traulichen Flamme des Kamins der Schirm die Erinnerung an mildere Jahreszeiten vor die Seele; denn einen ganzen Frühling an Blüthen bergen die doppelten Glasplatten, welche den mittleren Raum des Geselles ausfüllen: Goldregenblüthen, Nitterspohn, Gräser, Garten- und Feldblumen, nicht zu vergessen das aus der Gebirgswildnis in die Ebene herab-gestiegene und unter die civilisirten Florakinder gemischte Gedeiweß bilden einen anmuthigen Kranz, dessen Farben, durch die gluthende Flamme belebt, frisch und schön dem Auge sich darbieten. Das



Wesentliche der Technik dieser wirkungsvollen Arbeit beruht in dem geschickten Trocknen und Pressen der Blüthen und Blätter, wie in der geschmackvollen An-ordnung derselben zur Ge-sammtwirkung. Leichtigkeit und Zierlichkeit im Arrange-ment, sowie eine sorgfältige Beobachtung der Farbenhar-monie sind Grundbedingun-gen für ein Gelingen die-ser ebenso hübschen wie billi-ger Arbeit. Obwohl früheren Ortes (siehe Bazar 1882, S. 240) bereits dieser Arbeit Erwähnung gethan wurde, so verdient sie doch ihres entschie-denen Erfolges wegen diesen erneuten Hinweis. In der Ausstattung der Denshirme durch Stickereien wird, der herrschenden Mode zu Folge, das figurale Motiv bevor-zugt: phantastische Frauengestalten (Bruststücke), Costümgestalten der verschiedenen Epochen finden, in feiner potit-point-, Perlen- und Chenillestickerei auf Canवास ausgeführt, Verwendung. Vielfach wird





3.

Der Hintergrund in entsprechenden Farben auf dem Canevas gearbeitet oder aber die Stickerei wird zu erhöhter plastischer Wirkung auf Plüsch, Atlas und dergl. applicirt (siehe Abb. Nr. 2). Neben diesen figurativen Dessins, die getreu und malerisch herzustellen keine ganz leichte Aufgabe für Auge und Hand ist, behaupten sich übrigens immer noch die Chromolithographien, und diese kleinen liebreizenden Bildchen geben, im Verein mit einer Application aus Cretonneblumen und Blättern, so allerliebste eigenartige Ensembles, wie man sie kaum mit der Nadel nachzubilden vermöchte. Der Vortheil der schnelleren und weniger mühevollen Anfertigung spricht überdies zu ihren Gunsten. Abbildung Nr. 3 zeigt eine in dieser Art verfertigte Decke von 70 Cent. quadratischer Größe. Der Fond aus olivfarbener Plüsch, eingerandet mit 12 Cent. breiten pfauenblauen Plüschstreifen, präsentirt ein in oben angegebener Weise arrangirtes Waldbild. Die Figuren sind mit Ausschluß der Fleischtheile mit farbiger Seide im ineinandergreifenden Plattstich gestickt, die Blätter, Blumen, Bäume aus Cretonne stoff mit Filofelleide eingerandet, Waldboden, Schwäne, Schilf etc. sind in Stickerei hergestellt.

Die herrschende Vorliebe für Imitation alter Klosterarbeiten hat auch den Arbeiten mit Metallfäden, Gold und Silber neuen Aufschwung gegeben und dieselben als stilgerechten Schmuck unserer Wohnräume, namentlich bei Einrichtungen im Rococo- oder Renaissancegeschmack, trefflich angepaßt. Von besonders schönem Effect sind Kissen, Stuhlbordüren, Decken auf drap d'or gestickt. Man hat hierzu, da das Dessin negativ wirkt, das drap d'or mit Canevas überlegt und diesen nach vollendeter Kreuzstich-Stickerei mit Seide ausgezogen; in der Regel ist das drap d'or mit Plüsch, Atlas oder Sammet zusammengeheftet, bisweilen tritt das Dessin sogar auf letzteren



4.

Stoff über und setzt sich dort fort, wodurch die Wirkung bedeutend erhöht wird. Eine wenn auch nur in Bezug auf Farbe und Material zu erwähnende Stickerei ist die in „Altgold“, die in der Zusammenwirkung von mattgrünlich gelber Seide und Goldfäden besteht. Die Technik beruht auf sehr reliefartigem Plattstich, Armüre- und Corbontstich und all den einzelnen anzuwendenden Knopflöcher dienen zum Schließen des Tragens, sowie zum Befestigen der Spannen; mit gleichen Knöpfen ist die Tunika an der linken Seite geschlossen. Gut aus Stroh mit Garnitur von Sammet und einem Felblumenstrauß.



5.

2 mm Zwischenraum, werden mit Goldfäden Stiche in der Lage der Seidenfäden gearbeitet, so daß erstere der Stickerei nur den Glanz, nicht aber den eigentlichen Charakter der Goldstickerei verleihen. An dem Original (siehe Abb. Nr. 4), einem Kissen von pfauenblauem

Plüsch, sind die einzelnen Dessinfiguren dem Fond applicirt, doch kann die Stickerei auch direct auf demselben ausgeführt werden, wozu sich dann allerdings Tuch und Atlas besser eignet als Plüsch und Sammet. Puffen aus blauem Atlas, Pompons und blaue Seidenfäden vervollständigen dieses elegante Kissen.

Unter dem Namen „Catalla“ hat sich ein neues friesartiges Gewebe im Handel Bahn gebrochen, das zu Schlafdecken (Abb. Nr. 5), eleganten Reisebetten, kleinen Teppichen bestimmt ist und, trotzdem sein Fond bereits mit phantastischen Dessins überdeckt ist, verschönernde Stickerei beansprucht. Auf hellolivfarbener, bronzegelber, grauem oder blaugrauem Grunde sehen wir Greisgestalten, Pferdeköpfe aus einem Schilfwirrwirg oder andere dem Reich der Phantasie entlehnte Gestalten, denen eine Umrandung von Chenille, Telegraphenlitze, Klabellschnur, Lahnfäden, Krausgepinnt aus Chenille und Metallfäden erst zur Originalität verhelfen soll. Es dürften Gegenstände dieses Genres ausschließlich sich zu Geschenken für Herren eignen und versehen wir nicht, auf kleine fertig assortirte Teppiche dieser Art aufmerksam zu machen, die sammt Futter, Angora-Franze und übrigen Zubehör für den Preis von Mark 12.50 ein hübsches Geschenk abgeben.

Bezugsquellen, Abb. 1: Frau Verche, Berlin, Kurfürstenstraße 154; Abb. 2, 3 und 5: D. Krappe, Leipzigerstraße 129; Abb. 4: König, Jägerstraße 21.

**Neuheiten in Stoffen.** Die Alpaca- und die Mohairstoffe werden unter den leichten Wollenstoffen zur Sommer- und besonders zur Reisezeit die bevorzugten sein. Und nicht etwa aus Pflichtgründen stimmen wir das Lob für dieselben an, sondern aus Interesse für unsere Leserinnen und aus Ueberzeugung von dem praktischen Werthe der Gewebe. Die hangirenden wie die uni-Arten werden gleicher Beliebtheit sich erfreuen, beide erfordern Garniturartikel, an denen die Mode so überaus reich ist. Mit der Vereinerung obiger Stoffe ist jedoch den eigentlichen Sommerstoffen durchaus keine Einschränkung widerfahren. Satin in seiner Vielgestaltigkeit behauptet sich vor wie nach: satin uni in allen Nüancen und Combinationen des Roth, dann satin broché, satin glacé, satin rayé, so fein gestreift, daß es den Eindruck des Changanets gewährt; breiter gestreift und geköpert, als Kaschmir-Cretonne bezeichnet, ist dieses Satin-gewebe ein ganz neues Erzeugniß unter den Stoffen, auch wenn durch Traversstreifen den Ottomanfond imitirend, macht es Anspruch auf Neuheit. Satin-Tapisserie, Imitation des Kreuzstiches in bunten Dessins, ist mehr originell als hübsch, dagegen sind die kleingemusterten Satins mit Hufeisen, Pastilles, Ringen, Steinchen, kleinen Nägeln, Dreiecken, Blättchen, Punkten lebhaft und ansprechend in der Wirkung. In den Zephyrgeweben sind außer den gleichen Dessins aus uni-Fond noch die bunten Carreaux und die schmalen Streifen vertreten. Noch leichtere Stoffe sind die bedruckten und einfarbigen Battiste, organdy lisse, toile de Jockey, und die durchsichtigen mullähnlichen Stoffe in zarten Farben mit farbigem absteigenden broché-Dessin, z. B. rothen und blauen Steinchen auf ceru-Fond, hellblauem broché auf Dunkelblau oder umgekehrt. Den Zwecken höherer Eleganz dient der bedruckte Foulard, der Seidenhaft und schließlich ein Spitzengewebe „Nottingham“, welches aus gelblichem Fond und mit blauen und rothen Fäden eingerandeten Dessinfiguren besteht. Selbstredend kann dieser Stoff nur über farbiger Unterlage verarbeitet werden, wozu sich die farbigen Foulards sehr wol eignen. (Bezugsquellen: Mode-Bazar Gerjon und H. Lijauer.)

Sehr modern werden in diesem Sommer wieder die Erzeugnisse der Ghasier Druckkunst sein, denn auf keinem anderen Gebiete ist so viel Schönes und Kleidames geschaffen worden. Der Stoff „Turquoise“ mit Pompons, ferner die Muster mit Seideneffecten sind in ihrem Farbenglanz von reizender Wirkung und äußerst kleidam. Gleich gefällige Stoffe sind die Battiste und Zephyrs, besonders bei letzteren die Combination breit gestreift (für das Oberkleid) und schmal gestreift. Der Vertrieb dieser Ghasier Artikel ist eine Specialität des seit 1879 in Dresden für den Detail-Verkauf etablirten Magazins „Ghasier Waarenhaus“ (Palais Gutenberg), das in seiner Einrichtung betreffs des Verbands von Mustern den großen Pariser Magazinen nachgebildet ist und ein reiches Lager hält.

**Beschreibung des colorirten Stahlstich-Modenbildes vom 1. Mai.**

Fig. 1. Promenadentouillette. Der glatte Rock des Kleides ist aus pékin velours, das Ueberkleid und die fertigt. Für den Fond des Mantelets ist schwarzer Füll verwendet, welcher mit surah als Futter versehen und mit Garniturtheilen, sowie einem Steh-tragen von rothem Sammet ausgestattet ist. Außerdem wird das Mantelet mit 15 Cent. breiter schwarzer Chantillyspitze garnirt, theils à plissé gefaltet, theils in Bindungen aufgenäht. Die Aermel sind aus in Falten geordnet, 35 Cent. breiter Spitze hergestellt und dem Mantelet entsprechend mit Perlengetelz verziert (siehe die Rückansicht Abb. 1). Gut aus schwarzem Strohborten mit gleichfarbiger Spitze und dunkelrothem Sammet ausgestattet, Schirm aus satin merveilleux mit Chenillefranze.

Der glatte Rock des Kleides ist aus pékin velours, das Ueberkleid und die fertigt. Für den Fond des Mantelets ist schwarzer Füll verwendet, welcher mit surah als Futter versehen und mit Garniturtheilen, sowie einem Steh-tragen von rothem Sammet ausgestattet ist. Außerdem wird das Mantelet mit 15 Cent. breiter schwarzer Chantillyspitze garnirt, theils à plissé gefaltet, theils in Bindungen aufgenäht. Die Aermel sind aus in Falten geordnet, 35 Cent. breiter Spitze hergestellt und dem Mantelet entsprechend mit Perlengetelz verziert (siehe die Rückansicht Abb. 1). Gut aus schwarzem Strohborten mit gleichfarbiger Spitze und dunkelrothem Sammet ausgestattet, Schirm aus satin merveilleux mit Chenillefranze.



Fig. 2. Promenadenkleid. Der in schmale Plüschfalten geordnete Rock dieses Kleides ist aus satin merveilleux, die Tunika aus chinirter voile. Aus Sammet ist die Taille hergestellt und mit einem à plissé gefalteten Lay von satin merveilleux, sowie mit Aermel-revers von letzterem Stoff und Sammet verbunden. Große Metallknöpfe und Knopflöcher dienen zum Schließen des Tragens, sowie zum Befestigen der Spannen; mit gleichen Knöpfen ist die Tunika an der linken Seite geschlossen. Gut aus Stroh mit Garnitur von Sammet und einem Felblumenstrauß.

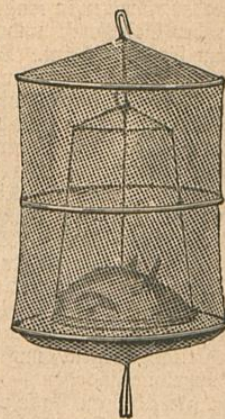
**Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 29.**

Eine Gesellschaft von Herren und Damen, die aus weniger als 50 Personen bestand, machte eine Landpartie. Die Kosten für jeden Herrn betragen 25 Mark, für jede Dame 16 Mark. — Bei der Schlußberechnung stellte sich heraus, daß sämtliche Damen 1 Mark mehr als sämtliche Herren bezahlen mußten.

Wie viel Herren und wie viel Damen hatten sich an der Landpartie betheiliget?

**Wirthschaftsplaudereien.**

**Schinkenbeutel und Fleischnes.** Eine kleine Vorrichtung aus Gaze gefertigt, welche man in der Speisekammer, oder auch an dem Fenster, oder wo es sonst paßt, aufhängt, um dem Inhalt Luft zuzuführen und denselben vor Fliegen u. s. w. zu schützen. — Der außen befindliche verzinnete eiserne Galen dient zum Anhängen des Beutels, der innen befindliche zum Anhängen des Schinkens oder dergleichen. Unsere Skizze zeigt nun das Fleischnes mit einem hängenden Teller-einsatz versehen, auf welchem der Teller mit der Fleischspeise sich befindet; die erstere Ausführung ohne Teller-einsatz kostet 3 Mark, die letztere 5 Mark. Die ganze Vorrichtung nimmt geringen Raum ein, hat eine Höhe von ca. 42 Cent. und einen Durchmesser von ca. 38 Cent.; sie erlegt einen kleinen Fliegenstrahl, ist bequem zusammenzulegen und aufzubewahren und in der Haus-wirthschaft sicherlich von großem Nutzen. Vorräthig ist der Schinkenbeutel im Magazin des Königl. Hoflieferanten E. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstr. 88.



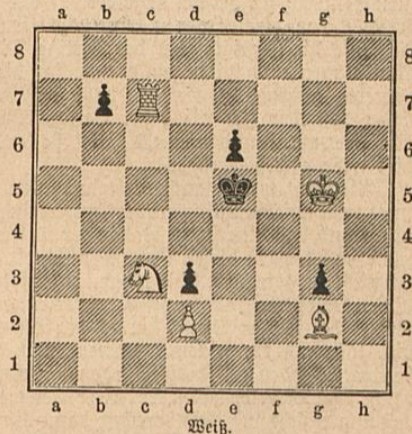
**Schach.**

**Aufgabe Nr. 127.**

Von J. Tanner.  
Schwarz.

**Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 125 Seite 112.**

- Weiß.  
1. Sf5 — h4.  
Schwarz.  
1. Beliebig.  
Weiß.  
2. S. oder L. matt.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

**Kreuzgruppe.**

1. 0 0 0
2. 0 0 0
3. 0 0 0
4. 0 0 0 0 0 0 0 0 0
5. 0 0 0 0 0 0 0 0 0
6. 0 0 0 0 0 0 0 0 0
7. 0 0 0
8. 0 0 0
9. 0 0 0

Nach dem Muster der beistehenden Figur arrangire man:  
1. Eine Himmelsgegend. 2. Ein Wort, welches in dem Titel eines Ebers'schen Romans zu finden ist. 3. Ein männlicher Vorname. 4. Eine Hauptrolle in Schiller's Räubern. 5. Eine große Meeresstraße. 6. Ein König des Alterthums. 7. Ein Vierfüßler. 8. Ein Vogel. 9. Eine Stadt an der Donau.

**Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 28 Seite 128.**  
Es waren 47 Brochen und 53 Ketten.

**Auflösung der zweifelhigen Charade Seite 128.**  
Blaubart.

**Auflösung der vier Nebus-Aufgaben Seite 128.**  
Walbandacht. — Balance. — Bekehrter Sünder. — Ein talentvolles Kind.

**Correspondenz.**

**Blumen- und Gemüsegarten. W. in W.** Für das Gedeihen der bekannnten und beliebten Porzellanblume (Wachsblume, Marzipanblume, Hoya oder Aselepis carnosa) sind Licht, Luft und Wärme Hauptforderung, außerdem eine nahrhafte lockere Erde, die aus einem Gemenge von großstücker Haiderbe, ebenfölicher Lanerbe, Sand, Holzstohle und Biestflüchlein bestehen muß. Während des Sommers ist tägliches Bespritzen der Pflanze mit warmem Wasser sehr vortheilhaft, die Erde wird immer mäßig feucht gehalten; im Winter wird jedoch nur ganz spärlich Wasser gegeben. Der auf den Blättern sich ansammelnde Staub muß mittelst weichen Schwammes entfernt werden. Ältere Exemplare werden jährlich ein einmal eingepflanzt; sind die Pflanzen schwer zu handhaben, so entfernt man vermittelst eines Handpatens die alte Erde oberhalb und an den Seiten des Gefäßes und ersetzt sie durch neue. — **C. B. in D.** Die Cyclamen welche in den Frühlingmonaten blühen, haben ihre Ruhezeit im Juni, Juli und August, während welcher Zeit man ihnen einen schattigen, gegen Regen geschützten Ort anweist und der Erde nur soviel Feuchtigkeit gibt, daß weder Knollen noch Wurzeln ganz eintrumpfen. Sie conserviren sich ganz vortheilhaft, wenn sie während der Ruhezeit mit den Wurzeln ganz in die Erde eingegraben resp. 4—6 Zoll hoch damit bedeckt sind. Mitte August verpflanzt man die Cyclamen in eine Erdmischung, bestehend aus gleichen Theilen nicht zu sehr verrotteter Laub- (Buchenlaub) und torfiger Haiderbe, mit dem sechsten Theile Sand und einer geringen Quantität zerkleinerter Kalksteine. In Betreff des Einpflanzens empfiehlt es sich, die Knollen von C. europaeum im Topfe tief zu pflanzen, während man die Knollen C. persicum zc. hochpflanzt. Durch das Hochpflanzen wird verhindert, daß auf der Knolle zwischen Blättern und Knospen längere Zeit Wasser stehen bleiben kann, welches namentlich in den Wintertagen für die Knospen gefährlich wird und nicht selten den ganzen Flor zerstört. Nach dem Verpflanzen erhalten sie in der ersten Zeit bis zum Erscheinen der Blätter und Knospen einen halbschattigen Stand und sehr mäßig Wasser. Im Winter ist es vortheilhaft, sie zwischen Doppelfenster zu stellen. Die Temperatur darf 5—6 Grad nicht überschreiten, sonst gelangen die Knospen nicht zum Blühen.

**Verschiedenes. F. T., Stade.** Edm. Höfer's „Postarabent“ (Stuttgart, Krabbe) und Edm. Wallner's „Postarabentspiele“ werden Ihrem Zwecke dienen. — **F. W., Kaschau.** Dankend abgelehnt. — **D. K. K.** Nicht geeignet.

Alle für die Redaction bestimmten Einsendungen sind zu adressiren:

Herrn Dr. Ludwig Lenz,  
Berlin W., Wilhelmstraße 46/47.